P. o. germ. 1994 w (1

<36618632670011 S
<36618632670011
Bayer. Staatsbibliothek

C. Rob. Schindelmayer fe.

Hier weint unsre gute Mutter oft Stundenlang.

Sammlung
außerlesener
Schriften
von
August von Kotzebue

Erster Band.

Leipzig 1803.

A/49/332

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Inhalt.

Seite 1	bis Seite 73.	Der Schutzgeist.
— — 74	— — — 111.	Das Grab auf dem Hügel.
— — 112	— — — 164.	Die geheilte Schwärmerin.
— — 165	— — — 169.	Welche Farbe muß man haben, um liebenswürdig zu seyn?
— — 170	— — — 186.	Brief eines Einsiedlers an seinen Freund.
— — 187	— — — 193.	Was ist grob und was ist höflich?
— — 194	— — — 235.	Die kleinste Lüge ist gefährlich.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Der Schutzgeist.

Einige unbedeutende Zierrathen der Einkleidung abgerechnet, ist diese Geschichte wahr, und trug sich zu in den Jahren 1760 - 1766.

Armer Jean Renaud! dir gieng es auch nicht besser!

Von der Jagd ermüdet, hatte ich mich auf den Stamm eines abgehauenen Baumes gesetzt, und blickte herab auf einen Ameisenhaufen, der neben mir wimmelte. Millionen Ameisen mit Einem Blicke überschauen, ist eben so schwer, als Millionen Menschen. Ich wählte mir daher die geschäftigste unter dem Haufen, deren Thun nnd Treiben ich mit den Augen verfolgte.

Blicke nicht so stolz herab, weil du ein paar Stufen höher stehst. So schwebt vielleicht ein vollkommeneres Wesen über dir, und hat dich mitleidig ausgesondert von dem Ameisenhaufen, den du Welt nennst. Kaum zwei Mädchen-Schritte seitwärts fand das kleine Thier die ausgetrocknete Haut irgend eines Insects, belud sich damit und wanderte der Heimath zu. Mehr als einmal entfiel die Beute dem schwachen Zangen-Gebiß, die Unverdrossene faßte sie immer vom neuen. Ein Tannenreiß streckte ihr seine hundert Stacheln entgegen, sie unternahm und vollbrachte den weiten Umweg. Die Alpe eines Maulwurfshügel thürmte sich vor ihr auf, und wurde mühsam erklimmt. Die Lavine eines losgerissenen Sandkörnchens warf sie vom Gipfel in die Tiefe; sie arbeitete sich empor aus dem Schutt, und vollendete zum zweiten Male die beschwerliche Reise. Eine Regenwolke drohte sie weg zu schwemmen,

sie badete geduldig in den Tropfen, die an den Grasspitzen hiengen. Endlich nahte sie sich den Gränzen ihrer Republik — ach! da rannte ein Jagdhund tölpisch freundlich auf mich zu, und trat die fleißige Ameise in den Staub.

Arme Menschen! die ihr mit Geduld und Fleiß eure Insektenhaut durch rauhe Wege schleppt, und im Alter das Ländgen der Ruhe zu erreichen hofft — schon steht ihr an der Grenze — da ereilt euch der Tod, und tritt die Früchte eines halben Jahrhunderts in den Staub! —

Armer Jean Renaud! dir gieng es auch nicht besser!

Er war ein Kaufmann aus Brest, den das Verhängniß nur Einmal, als Kind, sanft wiegte, dann aber sein ganzes Leben hindurch im Sturme herum schleuderte. Seinen Frühling drückte die Kälte der Armuth; der Jugendfreuden schöne Blüthen erstarrten. Nicht der Karmin der Liebe, sondern das Bleiweiß

der Arbeit überdünchte seine Wangen; nicht das süße Gift der Wollust, sondern das bittere Gift der Nachtwachen höhlte sein Auge aus. Dem fleißigen Anfänger streckte der Neid seine Stachel entgegen, und als er geduldig ihm auswich; als er mühsam, mit karger Beute beladen, den steilen Hügel erklimmte: da warf der Banquerout eines treulosen Freundes ihn wieder in die Tiefe.

Muthig arbeitete er sich empor unter den Trümmern seines Glücks; muthig begann er von neuem die rauhe Bahn zu durchkeuchen; da brach die Gewitterwolke eines verheerenden Krieges herein, und drohte ihn zu ersäufen. Ein gutes Weib, das zwanzig Jahre lang Gram und Sorge redlich mit ihm getragen hatte, konnte endlich nicht weiter, warf ihre Last auch auf die Schultern des Mannes, und legte sich zur Ruhe.

Müde wie der Tagelöhner am Sonnabend warf sich Jean Renaud auf das

Bett um in den Sonntag eines bessern Lebens hinüber zu schlummern. Schon stand er an jener Pforte, die, außer dem unfreundlichen Pförtner, nichts Schreckliches hat; schon winkte der Todesengel ihm herein — da wandte er sich noch einmal um nach seinen beiden Kindern, und in seinem Auge glänzte die letzte Thräne. „Wackerer Philipp" sagte er, „gute Babet! ich hinterlasse euch nichts als einen ehrlichen Namen, und diese kleine Hütte, in welcher ihr gebohren wurdet. Du, mein Sohn, gedenke des Fleißes und der Redlichkeit deines Vaters! Du, meine Tochter, gedenke der Tugend deiner Mutter! euch beiden sey die Liebe und Eintracht eurer Aelter immer gegenwärtig. Philipp, sey deiner Schwester männlicher Schutz; Babet sey deines Bruders sanfte Gehülfin. Legt eure Hände in meine kalte Hand, und versprecht mir Frömmigkeit und Tugend, und der Geschwisterliebe unauflöslichen Bund."

Sie legten ihre Hände in seine kalte Hand, ihre Thränen mischten sich mit dem Todesschweiß auf der väterlichen Stirn, und als sie noch stammelten, da gieng der Verklärte schon durch die Pforte; und als sie hinter ihm sich schloß, siehe da wurde das Gesicht des Pförtners freundlich; er streckte die verloschene Fackel aus, und sie entzündete sich wieder an einem ewigen Lichte.

Die verlassenen Waisen umarmten sich fest in der Dunkelheit des Lebens. Babet klammerte sich an ihrem Bruder, wie ein Kind an den Rock seiner Wärterin. Philipp gedachte der letzten väterlichen Worte, und jener hohe Muth durchflammte seine Brust der oft bei eigner Noth gebricht, aber in Thätigkeit empor lodert, wenn das nasse Auge eines lieben weiblichen Geschöpfs unsere Hülfe heischt.

So traulich gnügsam, so still und eingeschränkt als Göthe's Geschwister, lebten sie fast ein Jahr. Babet

glich Ciceros Mutter an Wirthschaftlichkeit, ob sie gleich weder leere noch volle Weinflaschen zu versiegeln hatte; *) und ihrem Bruder wurde „der Erwerb im Kleinen ehrwürdig, seit er wußte, wie sauer ein Thaler wird, wenn man ihn Groschenweise verdienen muß." **) Auch er hatte, wie Göthe's Wilhelm, seine Freude an der alten Käsefrau, die mit der Brille auf der Nase beim Stümpfgen Licht, ein Stück nach dem andern auf die Wage legt, ab- und zuschneidet, bis die Käuferin ihr Gewicht hat" — aber — der Fluch des Schicksals, der seinen Vater drückte, schien auch auf ihn zu ruhen.

Das kleine enge Haus, das karge Erbtheil der fleißigen Geschwister, stieß an ein Hanfmagazin, in welchem in einer

---

*) Siehe Middletons römische Geschichte, Tom. I p. 2.

**) Siehe Göthe's Geschwister.

stürmischen Nacht Feuer auskam. Ehe noch Philipp und Babet sich aus dem ersten Schlafe aufzuraffen vermochten, stand ihre Hütte schon in Flammen. Kaum durch leichte Nachtkleider bedeckt, rannte das schöne junge Mädchen hinaus auf die Straße und schrie um Hülfe; aber man vergaß über dem größern Unglück das kleinere. Aller Hände waren beschäftiget, das Magazin zu retten, Niemand bekümmerte sich um die armselige Hütte. Noch verweilte Philipp unter ihrem brennenden Dache, um wenigstens seine Papiere in Sicherheit zu bringen, bis endlich das Krachen des einstürzenden Sparrwerkes ihn heraus trieb. Er suchte und fand seine jammernde Schwester, die autweinend die Hände rang, indessen er selbst stumm und betäubt sein kleines Eigenthum brennen sah.

Ein Weißmantel gieng einigemal an den unglücklichen Geschwistern vorüber; er hörte Philipps erste Worte, die mit

einer düstern Kälte ausgesprochen wurden: Sey ruhig, Schwester, es ist Gottes schwere Hand! — er fragte mit dem sanften Ton des Mitleids: „Haben Sie auch bei diesem Brande verloren?" —

Alles! sagte Philipp kurz abgebrochen und sah starr vor sich hin. Alles! wiederholte Babet mit zitternder Stimme, indem sie Augen und Hände gen Himmel hob. Der Schrecken hatte das Blut von ihren Wangen gejagt, aber die Flamme röthete das Gesicht und den kaum verhüllten, jungfräulichen Busen. Sie war schön, wie eine Braut, zu deren Lager sich die Strahlen der Morgensonne durch rothseidne Vorhänge stehlen.

Der Fremde schob seinen Hut ein wenig aus den Augen, und ließ den weißen Mantel von Mund und Nase fallen, als wolle er Babets Reize mit allen Sinnen in sich ziehen. „Kann ich Ihnen dienen?" wandte er sich höflich an ihren Bruder.

Philipp sah ihn zweifelhaft an: es war eine kühle Octobernacht und es hub an zu regnen; die Noth überwand jede Bedenklichkeit. „Ein Obdach, mein Herr,“ antwortete er, „nur für diese Nacht.“

„Für diese Nacht und für immer,“ erwiederte der Weißmantel. „Ich habe einige Zimmer in meinem Hause, die mir entbehrlich sind, und die ich Ihnen gern überlasse, bis Ihre Wohnung wieder aufgebaut seyn wird.“

„Wenn die Miethe für einen Verarmten nicht zu hoch ist?“ stotterte Philipp.

„Die Miethe; nein, mein Herr, der Dank eines ehrlichen Mannes ist Alles, worauf ich Anspruch mache, und auch den wünschte ich nicht einmal laut zu hören, denn ich bin so reich, das ich mich Ihres Dankes schämen müßte.“

„Darf ich den Namen des Engels wissen,“ stammelte Philipp, „den Gott

in dieser trüben Nacht mir zum Trost gesandt hat?"

Bescheiden nannte der Fremde den Nahmen Lauraguais, und in dem Augenblicke rollte eine Feuerspritze vorüber, so ungestüm, daß Babet fast von den Rädern ergriffen worden wäre. Dieser Zufall und der Regen, der immer reichlicher herabströmte, bewogen Babet, den dargebotenen Arm des gefälligen Fremdlings anzunehmen; er machte ihr Platz und führte sie aus dem Gedränge. Schüchtern sah sie sich nach ihrem Bruder um: der den letzten starren Blick auf die rauchenden Trümmer seines Eigenthums warf, und dann langsam folgte, ohne zu wissen, wem? noch wohin?

Der Nahme Lauraguais war ihm unbekannt. Seine Handelsgeschäfte hatten ihm keine Zeit übrig gelassen, sich um andere Namen, als die seiner Correspondenten zu bekümmern. Er vermuthete auch nicht eher, daß der Weißman-

tel wohl ein vornehmer Herr seyn könne, bis sie an das Thor eines ansehnlichen Pallastes kamen, wo ein Tagedieb von Thürsteher sie demüthig empfieng, und seinen neuen Freund Herr Graf nannte.

Bei dem Worte Graf zog Babet erschrocken ihre Hand aus dem Arm des Führers, der doch nicht darauf zu achten schien, sondern beschäftigt war, dem Schweitzer einige Worte ins Ohr zu raunen. Sogleich eilten Bediente mit Lichtern herbei, und geleiteten die Ankömmlinge über den Hof in ein zierliches Nebengebäude, an dessen Eingang Graf Lauraguais sich bescheiden beurlaubte, und seinen Gästen eine sanftere Ruhe wünschte, als die traurigen Begebenheiten dieser Nacht hoffen ließen.

Die Geschwister fanden eine Wohnung von drei bis vier niedlichen, und nicht prächtig aber elegangt mäblirten Zimmern zu ihrer Aufnahme bereit. Die Bedienten versorgten sie schnell und höf-

lich mit allem nothwendigen, und ließen sie allein.

Philipp sank in einen Sessel, sah starr vor sich nieder, und brachte die Nacht in einer dumpfen Betäubung zu. Babet, die, wie jedes Frauenzimmer, sich leichter in ihre neue Lage fand, konnte zwar auch nicht schlafen, aber sie vermochte doch ihrem Bruder Trost zuzusprechen.

Am andern Morgen erschien die Frau des Haushofmeisters, eine alte, dienstfertige Schwätzerin, beklagte den erlittenen Unfall, rühmte die Wohlthätigkeit ihres Herrn, und kramte ein Bündel Wäsche und Kleidungsstücke aus, deren die arme, halb nackte Babet vor der Hand am bedürftigsten war. Gegen Mittag kam der Graf selbst, ein schöner, junger Mann, der den feinen Weltton völlig inne hatte, und sich, was er that, so wenig zum Verdienst anrechnete, daß seine Gegenwart nicht, wie die eines ge=

meinen Wohlthäters, drückend wurde. Er drang seinem Gaste einen ansehnlichen Vorschuß auf, der ihn in den Stand setzte seinen Credit aufrecht zu erhalten. Die lähmende Muthlosigkeit des armen jungen Mannes wich; er hob das Auge von Boden und richtete einen heitern Blick in die Zukunft; sein stummer Dank und Babets Thränen lohnten den Grafen.

Hoffnung und Ruhe zogen in die neue Wohnung. Philipp verdoppelte seinen Fleiß, Babet ihre Thätigkeit. Der Bruder lebte nur am Schreibtisch oder auf der Börse; die Schwester nur in der Küche oder am Nähram. Mitten in einer volkreichen Stadt blieben sie gänzlich unbekannt mit der Welt, suchten keine Gesellschaft und empfingen keine Besuche, die ihres Wohlthäters ausgenommen, der wöchentlich ein paar Mal sich nach dem Wohl und Weh seiner Pfleglinge zu erkundigen kam, und sich an ihrem zunehmenden Wohlstande ergötzte.

Nur des Sonntags führte Philipp seine Schwester zuweilen auf öffentliche Spaziergänge, wo das Flüstern und Fingerdeuten der schönen Welt um sie her, ihm schmeichelhaft schien, weil er es für eine Wirkung von Babets Schönheit hielt, und weit entfernt war, irgend einen andern Grund zu ahnen. Er liebte seine gute Schwester unaussprechlich; es that ihm weh, ihre Bildung vernachläßsigen zu müssen, da es ihm an Zeit und Mitteln gebrach, das holde Kind der Natur durch die Kunst auszuschmücken. Er war daher froh, als er bemerkte, daß der Graf Geschmack an ihr fand; daß er sie öfter geistreich unterhielt, daß er sie mit den gewähltesten Büchern versorgte, und ihr endlich gar selbst Unterricht auf der Harfe gab. Die Art, mit welcher alles dieses geschah, die ehrerbietige Bescheidenheit, welche der Graf gegen Babet beobachtete, das günstige Vorurtheil, das seine Wohlthaten in Phi-

lipps Seele für ihn gegründet hatten, Unbekanntschaft mit der Welt und ein argloses Herz, ließen den wackern Bruder keine Gefahr für die geliebte Schwester besorgen. Wenn er auch zuweilen aus seiner Schreibstube auf die oft lange und leise Unterhaltung im dritten Zimmer horchte, und der Gedanke ihm durch die Seele fuhr; der Graf könne unlautere Absichten hegen; so beruhigte ihn sogleich die Gewißheit von Babets Tugend, die Unerschütterlichkeit ihrer Grundsätze. Er war überzeugt, daß er ihr bester Vertrauter seyn werde, weil seine innige Bruderliebe diesen Vorzug verdiene. Von der zerstörenden Macht der Leidenschaft hatte er keinen Begriff, denn er hatte selbst nie geliebt, und er gieng daher ruhig seinen Geschäften nach, ohne es anstößig zu finden, daß während seiner Abwesenheit, Babet halbe Tage mit dem Grafen allein zubrachte.

Ein alter Freund seines Vaters unternahm es endlich, ihn aus seinem sichern Schlummer zu wecken. Er entdeckte ihm den zweydeutigen Ruf des Grafen im Punkte des schönen Geschlechts, und schmetterte ihn durch die Nachricht zu Boden, daß die nämlichen Zimmer, in dem Hause des Wollüstlings, welche Philipp jetzt inne hatte, seit vielen Jahren die Wohnung verruffener Dirnen gewesen sey. Er erklärte ihm das Flüstern und Zischeln der Leute, so oft er sich mit Babet auf öffentlichen Spaziergängen sehen ließ; „ich habe es mit meinen Ohren gehört,“ sagte er: „da geht die Mätresse des Grafen Lauraguais; das arme Mädchen! ihr eigener Bruder hat sie verkuppelt. Wer Sie kennt“ setzte er hinzu, „glaubt den Lästerzungen nicht, aber wie wenige kennen Sie.“

Philipp knirschte vor Wuth, und weinte vor Schmerz. Zwar stieg noch immer nicht der leiseste Zweifel, weder an der Tugend seiner Schwester, noch an den Ab-

sichten des Grafen in ihm auf, denn" sprach er: der Graf sey, was er wolle, er ist mein Wohlthäter, und als solcher unfähig, mich zu beschimpfen;" aber um Babets Ruf zu schonen, beschloß er, auf der Stelle auszuziehen, und mit diesem Entschluß eilte er nach Hause.

Er fand seine Schwester allein. Es kam ihm vor, als habe sie rothgeweinte Augen, und als sey sein Empfang nur gezwungen freundlich; das vermehrte seine üble Laune, nährte den Keim des Mißtrauens. In grosser Bewegung gieng er auf und nieder, und suchte Worte für einen schonenden Vortrag. Babet merkte, daß etwas ungewöhnliches in ihm vorgieng, und verfolgte ihn mit schüchternen Blicken. Noch nie war er mit seiner Schwester in einer so peinlichen Lage gewesen; zum erstenmale drückte ihn ihre Gegenwart; dieß Gefühl ward ihm bald unerträglich; er sammelte sich und hub an, mit Sanftmuth und Schonung seine Qualen in den schwe-

sterlichen Busen auszuschütten. Er hielt ihre zitternde Hand in der seinigen; helle Thränen rollten ihm über die Wangen; er sprach mit brüderlicher Innigkeit, und wurde es nicht gewahr, daß er Babets Herz zerfleischte.

Doch welches Entsetzen ergriff ihn, als er, bei der Wiederholung der letzten Worte seines Vaters: Gedenke der Tugend deiner Mutter! das arme Mädchen plötzlich zu seinen Füssen stürzen sah; als er im Kreischen der Verzweiflung das Bekenntniß von ihren bebenden Lippen hörte — sie sey verführt!

Er riß sich los aus den schwesterlichen Armen, die seine Knie umklammert hatten, stürzte in das Nebenzimmer, schloß die Thür hinter sich zu, warf sich aufs Bett, und drückte sein Gesicht in die Kissen, als wollte er sich bergen vor dem Gespenst, das seine kalte Hand nach ihm ausstreckte. Mehrere Stunden lag er so. Babets Schluchzen, ihr Jammern an der

Thüre, ihre Herz durchschneidende Stimme: Bruder! lieber Bruder! weckten ihn aus der Betäubung. Er hörte die arme Babet an der Thüre niedersinken und wimmern. Ach! er hegte keinen Groll gegen sie. Nur sich selbst machte er die bittersten Vorwürfe, daß er seines Vaters letzten Willen so nachläßig befolgt; nur sich selbst klagte er an, daß er durch seine Sorglosigkeit der Urheber dieses Jammers geworden.

Er öffnete die Thür, nahm Babet liebreich in seine Arme, tröstete sie, und bat, ihn nur noch eine Stunde allein zu lassen, um über seine Pflicht in diesem traurigen Verhältniß nachzusinnen. Babet wankte hinaus — Philipp ermannte sich, und ehe eine Stunde vergieng, hatte er seinen Entschluß gefaßt. Mit jener kalten Ruhe, die auch das Unglück nicht raubt, wenn der Mann im Sturm der Leidenschaften das Fünkchen der Vernunft lebendig erhalten, trat er heraus, bat

seine Schwester, sich bereit zu halten, ihm in ein anderes Haus zu folgen, und übrigens die Rache ihrer beleidigten Ehre Gott und ihm anheim zu stellen. Babets Auge hieng ängstlich forschend an dem brüderlichen, unbewegten Antlitz, in welchem nur das Auge funkelte, wie eine Kohle, die der Vulcan auf den beschneiten Gipfel wirft.

„Ach Philipp!" rief sie bebend: „was willst Du thun? — ich liebe den Grafen! — ich werde seine Gattin seyn — er hat es mir geschworen —"

„Hat er das? desto besser! meinst Du, er werde Wort halten?"

„Er wird — so bald nur gewisse Verhältnisse —"

„Spricht er von Verhältnissen? — ich verstehe. Unsere Ehre ist das erste Verhältniß, welches er wieder herstellen muß. — Genug, Schwester! ich werde handeln, wie es mir geziemt. Keine Uebereilung, aber auch keine Niederträchtigkeit. Vor

der Hand siehst Du ihn nicht wieder. Versprichst du mir das?"

Er reichte ihr die Hand. Sie versprach, ihm als ihrem Vater zu gehorchen. Er gieng. Sie verschloß ihre Thüren, und als der Graf, um Philipps Abwesenheit zu nutzen, wirklich klopfte, da schluchzte sie leiser, um ihre Gegenwart nicht zu verrathen.

Philipp hatte bisher immer gehofft, sich nach und nach wieder empor zu arbeiten; dann war sein Lieblingswunsch, die Brandstätte aufs neue anzubauen, und zwar nach dem nämlichen, freilich etwas veralteten Plane, in dessen Erinnerung aber die seligen Tage der Kindheit schwammen. Er wollte gleichsam die Freuden seiner Jugend aus dem Schutt hervorziehen, indem er die Küche wieder an die nämliche Stelle setzte, wo sie vormals stand, als ihm der Küchenzettel noch so merkwürdig war, und die Schreibstube in eben den Winkel, in welchem sein Vater so

manchen Schweißtropfen vergossen hatte. Dieser Bauplan war sein Steckenpferd, seine Unterhaltung, wenn er des Nachts nicht schlaffen konnte, sein Luftschloß, wenn er spazieren gieng. Oft schon hatte man den wüsten, aber wohlgelegenen Platz ihm abkaufen wollen; mancher Speculant hatte sich erboten, ihn über den Werth zu bezahlen; aber die Freuden der Einbildungskraft konnte des Kaisers Gold nicht aufwiegen. Philipp blieb dabei: die Spanne Land ist mir nicht feil — und nun — und nun — war sie ihm plötzlich feil geworden; nun bot er selbst seine lieben Trümmern aus, mit einer Hastigkeit, die den Kauflustigen seine Noth verrieth. Sie zuckten die Achseln, stellten sich gleichgültig, boten geringe Summen, und zwangen ihn, den Rest seines väterlichen Erbtheils weit unter dem Werthe los zu schlagen. Doch Philipp war schon zufrieden, wenn er nur so viel zusammen raffen konnte, um den Vorschuß des Grafen

zu tilgen. Gern ließ er noch ein Procent fallen, unter der Bedingung, daß der Kaufschilling auf der Stelle erlegt werde. Hastig strich er das Geld ein, und in der nächsten Minute stand er keuchend im Vorzimmer des Grafen.

Er ward gemeldet. Der Graf kam ihm freundlich entgegen, und freute sich des seltenen Besuches. Philipp bat um eine geheime Unterredung, der Graf wurde verlegen, sah ihn forschend an, und bemerkte das Zucken seiner Muskeln, die, in Gegenwart des Kammerdieners, mit einem erzwungenen Lächeln kämpften. Aber der Weltmann wußte sich zu beherrschen, seine Miene blieb sanft und heiter; er nahm Philipp bei der Hand, und führte ihn in sein Cabinet.

Philipp schaute um sich, und eine Art von Zufriedenheit glänzte in seinen Blicken, als er sah, daß das Cabinet nur einen Ausgang habe. Der Graf lud ihn ein, sich auf dem Sofa nieder zu lassen,

aber er pflanzte sich vor die Thier, zog schweigend seine Geldbörse heraus, und zählte die geborgte Summe auf den nächsten Tisch.

„Was machen Sie, mein Freund?“ fragte Lauraguais.

Philipp antwortete nicht, aber das Zittern seiner Hand verrieth die Bewegung seiner Seele.

Als das Geld da lag, wandte er sich um: „Hier, Herr Graf, ist meine Schuld sammt den Zinsen.“

Ihre Schuld? — wer hat Sie darum gemahnt? — warum wollen Sie mir das Vergnügen rauben, Sie mit dem zu unterstützen, was mir so entbehrlich ist? — und sogar Zinsen? — Sie beleidigen mich, mein wackerer Freund!“

Philipp antwortete nicht, sondern fuhr hinab auf den Grund seines Beutels, hohlte noch eine Hand voll Geld heraus, und fieng aufs neue an zu zählen.

„Noch mehr?“ stotterte der Graf, dessen Verlegenheit immer sichtbarer wurde; „sind Sie mir noch etwas schuldig?“

„Allerdings,“ versetzte Philipp, hier ist die Hausmiethe für 5 Monat, so hoch berechnet, als hätte ich im Gasthof gewohnt.“

„Mein Herr!“ sagte Lauraguais entrüstet, „ich bin kein Gastwirth, meine Zimmer stehn nur Freunden offen.“

„O!“ erwiederte Philipp bitter lächelnd: „ich weiß, wem sie offen stehen. Genug, Herr Graf, wir sind quitt; ich habe Sie bei Heller und Pfennig bezahlt; jetzt erwarte ich das Nämliche von Ihnen.“

„Von mir?“

„Ja, mein Herr! Bezahlen Sie mir die Ehre meiner Schwester! — Der Graf erblaßte — Philipp fuhr fort:

„Als die Feuersbrunst in jener unseligen Nacht mein kleines Eigenthem ver=

zehrte, da murrte ich gegen die Vorsehung, und wähnte, sie habe uns Alles geraubt. Ich Undankbarer! wir besaßen noch einen Schatz, den keine Flamme vertilgen konnte — einen ehrlichen Namen! wir waren noch reich durch Unschuld und Tugend. Jetzt erst, mein Herr! jetzt bin ich ein Bettler. Sie haben das Recht der Gastfreiheit geschändet! Sie haben meine Schwester zur verworfenen Dirne erniedrigt — und nun frage ich Sie: wollen Sie den Bruder zum Mörder machen? —"

„Herr Renaud — "stammelte der Graf mit blassen Lippen —

Philipp. Die arme Waise hatte Niemanden auf der Welt als mich; ich allein muß für sie sprechen und handeln. (Er trat einen Schritt näher). Noch ist mein Glaube an Ihre Redlichkeit nicht ganz erloschen. Sie haben meiner Schwester die Ehe versprochen. War das Ihr Ernst? lieben Sie sie wirk-

lich? Soll Babet Ihre Gemahlin werden? — Ich bitte um eine bestimmte Antwort.

Der Graf hatte sich ein wenig gefaßt. Sanft und mit Würde bat er den Jüngling, sich nicht durch Hitze hinreißen zu lassen, sondern der kalten Vernunft Gehör zu geben. Er gestand reumüthig ein, daß seine Leidenschaft für Babet, ihn über die Gränzen der Tugend geschleudert; daß er einen Fehltritt gethan, welchen auf die schicklichste Art wieder gut zu machen, ihm Pflicht sey. Gern, sehr gern werde er Alles thun, was seine Lage ihm nur immer erlaube. Er werde sich sogar glücklich schätzen, Babet seine Gattin zu nennen, wenn er nur ganz von sich selbst abhienge. Aber seine Verbindungen bei Hofe — das Vorurtheil — alberne Verwandte — und besonders ein rauher Oheim, dessen einziger Erbe er sei — Alles das würde einen solchen Schritt vor

der Hand zur Unbesonnenheit machen. „In einigen Jahren,“ setzte er hinzu, „lassen sich vielleicht alle Hindernisse aus dem Wege räumen; bis dahin, Herr Renaud, erlauben Sie mir, für das Glück dieses lieben Mädchens Sorge zu tragen; es soll ihr an Nichts fehlen; weder für die Gegenwart noch Zukunft soll sie den Mangel zu fürchten haben — und auch Sie, mein Freund —“

„Haben Sie mir nichts weiter zu sagen? unterbrach ihn Philipp.

„Sie sind zu vernünftig“ versetzte Lauraguais, „um in diesem Augenblicke mehr von mir zu begehren. Sie würden Ihre Schwester nur doppelt unglücklich machen, wenn Sie verlangten, daß ich meine ganze politische Existenz durch einen raschen Schritt vernichten solle.“

Philipp sah ihn verächtlich an, und zog den Degen. „Vertheidigen Sie sich, mein Herr!“

Der Graf. Wie? Herr Renaud! ich bin unbewaffnet —

Philipp. In jenem Winkel steht ein Degen, Sie dürfen nur die Hand darnach ausstrecken.

Der Gr. Besinnen sie sich Freund—

Philipp. Ha! mein Vater hat mir auf dem Sterbebette die Tugend meiner Schwester anvertraut; retten kann ich sie nicht mehr — aber rächen! Fort, Herr Graf, ohne Zaudern.

Lauraguais machte eine Bewegung, welche verrieth, daß er nach dem Glockenzug greifen wollte, der über dem Sofa herabhieng. Philipp bemerkte es, und zog rasch ein Pistol aus der Tasche. „Herr! rief er wütend: „wenn Sie mir nicht Genugthuung geben wollen, wie ein Mann von Ehre, so schieße ich Sie nieder, wie einen Straßenräuber!

„Wohlan, unbesonnener Jüngling!" stammelte der Graf mit vor Zorn beben-

den Lippen: „Du selbst magst für die Folgen haften.“

Sie fochten. Philipp hatte nie einen Degen in der Hand gehabt; nur als Vertheidiger der Unschuld hielt er sich seinem Gegner gewachsen. Wütend stürzte er auf den Grafen ein. Lauraguais hatte den großen Vortheil der Kunst, und den noch größeren des kalten Blutes über ihn. Der Kampf war in einer Minute entschieden: Philipp stürzte zu Boden und schwamm in seinem Blute. Der Graf — ein Wollüstling, aber kein verstockter Bösewicht — rief hastig seine Leute, und bot Alles auf, dem Unglücklichen zu helfen. Die geschicktesten Wundärzte wurden herbei geschafft, der Verwundete auf des Grafen eignes Bett gelegt. Babet erfuhr nichts, und war in der heftigsten Unruhe über das Außenbleiben ihres Bruders. Lauraguais selbst wachte die erste Nacht an Philipps Bette, und als der Wundarzt, nach Abnahme des ersten

Verbandes erklärte, daß der Verwun-
dete nicht außer Gefahr sey; da hielt der
Graf es seiner Sicherheit gemäß, die
Stadt zu verlassen.

Er gab seinem Haushofmeister die
strengsten Befehle, den Kranken aufs
Beste zu verpflegen; er versprach den
Aerzten reiche Belohnung, wenn sie ihn
wieder herstellten, und endlich schrieb er
an Babet den reuigsten zärtlichsten
Brief, in welchem er ihr mit der mög-
lichsten Schonung das Vorgefallene bei-
brachte, und sie bat, während seiner
Flucht, von dem Pallaste als ihrem Ei-
genthum, Besitz zu nehmen. Er fügte
diesem Briefe das Geld bei, welches Phi-
lipp ihm bezahlt hatte, verdoppelte die
Summe, warf sich in den Wagen, und
floh, mit einer Gewissensangst beladen,
die, bei allen seinen vorherigen Ausschwei-
fungen, ihm fremd geblieben war.

Athemlos und mit zerstreutem Haar,
flog Babet über den Hof, die Treppe

hinauf,

hinauf, an das Schmerzenslager ihres Bruders. Vergebens hielt man sie zurück, mit wildem Blick riß sie die Vorhänge weg, sah starr auf das leichenblasse Antlitz, und stürzte kreischend zu Boden. Erst als sie seinen leisen Athemzug vernahm; als sie gewiß war, daß er noch lebte, gab der Schmerz ihr Thränen, und mit glühenden Zähren wusch sie das brüderliche Blut von den befleckten Händen.

Die Heilkraft der Natur, so rege im Jüngling, so träge im Greise, gab seinem Körper die Gesundheit, aber nicht seiner Seele die Ruhe wieder. Er verließ den Pallast, das Grab der Unschuld seiner Schwester, so bald er wieder Kräfte hatte, sich tragen zu lassen. Das Geld des Grafen blieb in den Händen des Haushofmeisters.

Tausend Entwürfe der Rache durchglühten sein Gehirn, als er noch in der Hitze des Wundfiebers lag, und die Jam-

mergestalt seiner Schwester blies die Asche von den Kohlen, als sein Blut schon wieder ruhiger floß. Bald wollte er die Spur des Räubers durch ganz Frankreich verfolgen, und Rache nehmen oder den Tod finden; bald wollte er mit der gemordeten Unschuld an den Stufen des Thrones niederknieen, und um Gerechtigkeit schreien. Babets lindernde Sanftmuth ward endlich Meister über seinen verzehrendem Grimm. „Laß ihn fliehen, sagte ihr bittendes Auge: „Gott wird ihn finden! — nicht vor dem Throne Ludwigs, nein, vor Gottes Throne laß uns knieen!" —

Er gehorchte der Stimme des duldenden Engels, er verschloß seinen Gram in den Busen, und suchte Zerstreuung in Geschäften. Aber vergebens! Seine Vaterstadt war ihm verhaßt; wo er gieng, wähnte er, man lese der Schwester Schande auf der Stirn des Bruders; wer sich nach ihm umsah; wer von un-

gefähr das Fenster öffnete, wenn er vorbei gieng; wer zufällig lächelte; der stieß ihm Dolche ins Herz. Jedes Flüstern, jedes Augenwinken deutete er auf sich; der Aufenthalt in Brest wurde ihm eine Hölle; er raffte die letzten Trümmer seines Vermögens zusammen, und floh mit Babet nach Westindien.

Die Liebe gab, wie Geßner singt, dem Ersten Schiffer das Ruder in die Hand; und setzte sich zu ihm in einen ausgehölten Baum. Aber nicht die Liebe war Columbens Steuermann auf ungebahnten Meeren, die Menschenliebe stand am Ufer und weinte, als ein frischer Wind in seine Segel bließ. Habsucht und Ruhmgier saßen oben im Mastkorbe, und schauten immer nach jeder Nebelwolke, die eiu unbekanntes Land in ihrem Schoose zu tragen schien. Endlich, am 4ten December 1492 hatte die blühende Insel Hayti das Unglück, mit dem europäischen Namen Hispaniola getauft zu wer-

den. Hier schieden Habsucht und Ruhmgier brüderlich von einander; die erstere gieng ans Land, um den Hunger zu stillen, und die letztere kehrte zurück nach Europa an die Wiege Franz des Ersten.

Hispaniola, jetzt mehr noch unter dem Namen St. Domingo bekannt, nahm unsere Flüchtlinge auf in seinen blühenden Gefilden. Die schöne fruchtbare Ebene von Cap François breitete sich vor ihnen aus; sie näherten sich den Wohnungen der reichen Pflanzer, mit stumpfen Sinnen für die Reize der neuen üppigen Natur um sie her; denn ihre Herzen waren beklemmt, und der Schleier, der über ihrer Zukunft lag, verhüllte auch die liebliche Landschaft vor ihren Blicken.

Ein Empfehlungsschreiben des nämlichen alten Freundes, der durch seine wohlgemeinte Warnung Philipps Ruhe zerstörte war Alles, worauf die armen Geschwister ihre Hoffnung bauten.

Es war an einen gewissen François Melun gerichtet, einen der wohlhabensten Pflanzer auf der Insel, dessen Negersklaven das Land, und dessen Schiffe das Meer bedeckten.

Mit jener Schüchternheit, die das Verdienst begleitet, wie die Schammröthe die Unschuld, trat Philipp vor den Alten, und überreichte ihm zitternd den entscheidenden Brief. Einige Schritte hinter ihm stand die zagende Schwester, und erwartete mit klopfendem Herzen ihr Urtheil von den Lippen des alten Mannes. Er las, zuckte die Achseln, las wieder, und bedauerte, daß er eben keine Stelle zu vergeben habe.

Doch die Empfehlung seines redlichen Correspondenten war so dringend, und der niedergeschlagene, kummervolle Blick des jungen Mannes sprach so rührend, daß er, nach einigem Hin- und Hersinnen, den Fremdling doch anzustellen versprach, wenn er nur seiner Schwester ein ande-

res Unterkommen zu verschaffen wisse, weil für diese im Hause kein Platz vorhanden sey. — Diese harte Bedingung erstickte den Funken der Freude, der in Philipps Auge zu leuchten begann. Wehmüthig sah er sich nach Babet um, welcher eine stille Thräne sich über die Wange stahl; und schon schwebten die Worte: Arme Schwester! laß uns weitergehn! ihm auf der Lippe; als plötzlich durch eine Nebenthüre ein reizendes, weibliches Geschöpf von kaum sechszehn Jahren hereinhüpfte; eine jener schlanken Kreolinnen, mit schwankendem Gange, leicht bekleidet, im griechischen Geschmack; keine regelmäßige Schönheit, aber viel Physiognomie, blaß, mit schwarzen lebhaften Augen, und langen Augenwimpern. Francisca hieß das holde Geschöpf, welches die jüngere Schwester der Elise Draper zu seyn schien. Sie war oft träge und indolent, wie alle ihre Landsmänninnen, aber auch eben

so reizbar als jene. Sie war der Abgott des Hauses, und die Freude des alten Vaters, über den sie alles durch ein bittendes Schmeichelwort vermochte.

Mit einem Blicke ihrer großen schwarzen Augen hatte sie die Gestalten der Fremdlinge aufgefaßt. Philipp gefiel ihr und Babet interessirte sie. Die Thräne, die unabgedrocknet auf der Wange des Mädchens stand, der Kummer, der ungelindert das Haupt des Bruders beugte, fanden leicht den Weg zu ihrem reizbaren Herzen. Sie schmiegte sich an ihren Vater, sprach eines ihrer sanften, allmächtigen Worte, und Babet ward in die Zahl der vielen Kammermädchen aufgenommen, die ihre Herrschaft brauchten, und wenig von ihr gebraucht wurden. Den Bruder setzte der Alte in sein Comptoir, und prüfte ihn anfangs durch kleine, und nach und nach durch immer verwickeltere Geschäfte; er bestand die Prüfung als ein Mann von ausgebreite-

ten Kenntnissen und bewährter Redlichkeit; er stieg mit jedem Tage in der Gunst und dem Zutrauen seines Herrn; so wie Babet sehr bald aus einem Kammermädchen eine Gesellschafterin, Franziska's Freundin wurde.

Die Zeit vernarbte allmählig die Wunden der Geschwister, und Philipp, dem der alte Melun gern jede Gelegenheit erleichterte, sich selbst etwas zu erwerben, sah durch unermüdeten Fleiß, vom Credit seines Herrn unterstützt, sein Glück immer schneller und schneller wieder aufblühen. Eine heitere Zukunft lächelte ihm; er wähnte sich geborgen vor den Stürmen des Schicksals — als plötzlich neue, jetzt ihm unbekannte Leiden, seine Ruhe auf lange untergruben. Der Tyrann der Sterblichen, der oft Fürsten demüthigt und Bettler beglückt, die Liebe schlich in sein unbewachtes Herz.

Franziska täglich sehn, ihr an der Tafel gegen über sitzen, immer neue Rei-

ze des Körpers und der Seele an ihr aus- spähen, so manchen freundlichen Blick haschen, so manche unschuldige Vertraulichkeit genießen; das war zu viel für einen jungen Mann von 26 Jahren, dessen Herz noch keine Dirne verwahrlost hatte. Es währte lange, ehe er sich seiner Gefühle selbst bewußt war; und als er nicht mehr zweifeln konnte; als das Bild der Holden ihm zwischen den Zahlen am Schreibtisch herumhüpfte, und von da in seine Träume übergieng; als Zerstreuung in den wichtigsten Geschäften ihn oft seltsam überraschte: da erschrack er, wie ein Sohn, der die Hand ausgestreckt hat, um zum ersten Male seinen Vater zu bestehlen; gedachte der ernsten Pflichten, die er seinem Wohlthäter schuldig sey; gedachte der unsinnigen Thorheit, um eine reiche Erbin zu buhlen; und versank aufs neue in düstere Schwermuth.

Zwar verbarg er die Flamme, die ihn verzehrte, vor den Augen argloser Zuschauer selbst vor denen der Geliebten; nur den spähenden Blicken seiner Schwester konnte er sie nicht verbergen. Sie entlockte ihm das Geheimniß in einer traulichen Stunde, milderte durch diese Herzens-Ergießung seinen Kummer, und gab ihm — was ein Frauenzimmer in solchen Fällen am besten geben kann — milden Trost, ach ein Geschenk, dessen sie selbst bedürftig war, denn keine ferne Hoffnung schimmerte ihr für den geliebten Bruder. Sie wußte — was sie freilich dem Liebenden sorgfältig verbarg — daß Franziska schon seit Jahren an einen gewissen Hrn. de Noyer versprochen war, der sich jetzt in Europa aufhielt, dessen Zurückkunft aber täglich erwartet wurde.

Zwar empfand die Verlobte eben keine Neigung für ihn; sie war noch ein Kind als er St. Domingo verließ, aber

sie gehorchte doch ohne Widerwillen dem Wunsche ihres Vaters, und überließ sich sogar einer Art von Freude, als ein Brief ihr die baldige Ankunft ihres Bräutigams verkündete. Babet trat schweigend ans Fenster; Franziska sprang herzu, und überraschte eine Thräne, die verstohlen einen Rosenstock bethaute; sie erstaunte, und drang mit Hast und Hitze in ihre Freundin, um die Ursache dieser unzeitigen Thräne zu erfahren. „Kennst du den Hrn. de Noyer?“ sprach sie forschend: „hast Du ihn vielleicht in Europa gekannt? — meinest Du, ich würde durch ihn nicht glücklich werden? — sage mir Deine Gründe. — Fürchtest Du, man werde Dich von mir trennen? — Sey unbesorgt, uns trennt nur der Tod.“

Eine Menge ähnlicher Fragen folgten sich schnell und hastig. Francisca sprach mit so vieler Lebhaftigkeit und Gutmüthigkeit; hatte ihren Arm so traulich um Babets Nacken geschlungen, indem sie

mit der Hand ihr sanft die nasse Wange streichelte, den Kopf auf ihre Schulter lehnte, und mit Innigkeit bat: weine nicht! sag' es mir warum Du weinst! daß Babet gerührt und betäubt, sich einen Augenblick vergaß, und die Worte entschlüpfen ließ: mein armer Bruder! — Sie erschrack — Franziska wand sich plötzlich los, und rief mit großen forschenden Augen: Dein Bruder?

Die verwirrte Babet heftete ihren Blick auf den Rosenstock, ihre zitternden Finger spielten mit den Blättern, sie antwortete nicht. Mit glühenden Wangen legte Franciska ihre Hände auf Babets Schultern, drehte sie hastig zu sich, und sprach bewegt: Mädchen! was ist das mit deinem Bruder? Schüchtern hob Babet ihr feuchtes Auge empor, Wehmuth glänzte in der Zähre — das Wort erstarb auf ihren Lippen — sie entschlüpfte dem Arme der Freundin und

floh in den Garten, um allen fernern Fragen auszuweichen.

Aber Franciska wußte schon genug; ihr Herz ahnete was vorgieng, und die weibliche Eitelkeit errieth leicht das übrige. Sie warf sich auf ihren Diwan, schuf durch seine Vorhänge eine künstliche Dämmerung um sich her, und musterte Philipps Betragen seit seinem Eintritt in das Haus: seine Unbefangenheit in den ersten Monaten, seine Schüchternheit in den letzten; sein Erröthen, wenn sie ihn ansah, seine Zerstreuung, wenn sie mit ihm sprach; das träumerische Herumwandeln in Busch und Hecken; die sorgfältigere Wahl seiner Kleidung; kurz, alles, alles verrieth laut: „er liebt Dich, Franciska! und Du darfst ihn nicht wieder lieben — darfst ihn nur bedauern!" —

Von dieser Zeit an wurde das holde Mädchen ernster als gewöhnlich. Sie vermied ängstlich, mit Babet von ihrem

Bruder zu sprechen; sie speiste oft auf ihrem Zimmer; kam sie zur Tafel, so sah sie schüchtern auf den Teller; und begegnete ihr Auge von ungefähr Philipps Blicken, so überflog eine schnelle Röthe ihr blasses Antlitz. Kam sie zurück in ihr Schlafgemach, so schwebte Philipps traurende Gestalt ihr vor, sein hohles Auge und der kummervolle erloschene Blick. Sie fühlte, daß er ihr nicht gleichgültig sey. Hätte er es gewagt, ihr seine Liebe zu entdecken, so würde der Stolz ihr Waffen geliehen haben; aber diese Bescheidenheit — dieß rührende Schweigen und stille Dulden — was wirket mehr auf ein weibliches Herz?

Auch Babet schwieg. Nicht die leiseste Anspielung überschritt die Gränze der Vertraulichkeit, die das Gefühl empfangener Wohlthaten zwischen ihr und Franciska gezogen hatte. So sehr die letztere dieß zarte Benehmen ihrer Freun=

din anfangs billigte, so drückend wurde es ihr in der Folge, als ihr eignes Herz sich ins Spiel mischte. Oft wünschte sie heftig, Babet möge ihrer Schaam und ihrem Stolze zu Hülfe kommen, ihr ein Bekenntniß erleichtern, das ihrem wunden Herzen den Trost der Freundschaft gewähren würde; aber vergebens! Babet blieb ihrem Vorsatz getreu, und half ihres Bruders stillen Kummer still tragen.

Eines Tages setzte sich der alte Melun schmunzelnd zu Tische, ergriff das Glas, und brachte es seiner Tochter auf die glücklichste Ankunft ihres Bräutigams. Eine Glut überströmte Franciska's Wange, Stirn und Busen; sie führte das Glas zitternd zum Munde, und befeuchtete ihre trockenen Lippen. Der Vater lächelte schalkhaft, denn er hielt ihr Benehmen für jungfräuliche Schaamhaftigkeit. Auch dann erwachte noch kein Mißtrauen in seiner Seele, als Philipp,

unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit, plötzlich aufsprang und hinaus taumelte. Francisca war einer Ohnmacht nahe. Babet mußte ihr Glas alle Augenblicke an den Mund setzen, um durch einen Schluck Wasser die mit Gewalt heraufsteigenden Thränen hinab zu zwingen.

Glücklicherweise begann der Alte eine lange für ihn sehr interessante Erzählung, von den Glücksumständen seines künftigen Schwiegersohnes, und trank dabei so oft auf seine Gesundheit, daß er, von Allem was um ihn vorgieng, nichts bemerkte, sondern nach einer halben Stunde mit einem fröhlichen Rausch das Bett suchte.

Herr de Noyer kam wirklich. Er war ein wackerer Mann, der Weltkenntniß und Biedersinn in sich vereinte. Er fand seine Braut über alle Erwartung liebenswürdig, betrug sich gegen sie äusserst gefällig, ward ihr nie durch Zudringlichkeit lästig, und erwarb sich bald

durch

durch seine heitere immer gleiche Laune ihr Wohlwollen, durch die Eigenschaften seines Geistes und Herzens ihre Hochachtung. Zwar — lieben konnte sie ihn nicht; denn selten liebet ein Mädchen den Mann, den es nicht selbst gewählt hat; aber sie empfand keinen Widerwillen gegen diese Verbindung, und hätte sie nur den jungen Renaud nie gekannt, sie würde Herrn de Noyer mit Freuden ihre Hand gereicht haben.

Der arme Philipp ließ sich seit der Ankunft des glücklichen Bräutigams nicht mehr vor ihr sehen. Es war ihm unmöglich, ein Zeuge der kleinen Vertraulichkeiten zu seyn, die jener sich natürlich bei einem Mädchen erlaubte, welches in wenigen Wochen seine Gattin werden sollte. Auch war Philipp wirklich krank; die Leiden seiner Seele verzehrten die Kraft seines Körpers; er schlich umher wie ein Schatten, betrieb seine Geschäfte mechanisch, und fühlte, daß bald

jede Anstrengung ihm unmöglich seyn werde.

Der alte Melun wurde dieß täglich anwachsende Uebel gewahr. Weit entfernt, die wahre Ursache zu ahnen, glaubte er, das Clima sey dem Jüngling nicht zuträglich, und da er ihn wirklich väterlich liebte, so that er ihm, wiewohl ungern, den Vorschlag, St. Domingo zu verlassen, und mit dem, was er sich erworben, auf irgend einer andern westindischen Insel einen eigenen Handel anzufangen. Er versprach, ihn mit seinem ganzen Credit zu unterstützen, und ihm sogar ein neues Schiff zu schenken, welches er vor kurzem gekauft hatte.

Philipp ergriff diesen Vorschlag mit einer fieberhaften Begierde. Er küßte die Hand des Greises; ein lebhafter Funke entzündete sein mattes Auge; ein electrischer Schlag gab seinem Blute raschen Umlauf, und mit rastloser Thätigkeit begann er die Anstalten zu seiner Abreise

zu treffen, um wo möglich noch vor der verhaßten Hochzeit ein Land zu fliehen, wo seine Hoffnungen am Fuß des Brautbettes zu Grabe giengen.

Als Franciska diesen raschen Entschluß erfuhr, schloß sie sich in ihr Zimmer und weinte bitterlich. Sie fühlte, daß sie allein die Ursache einer Flucht sey, die den edlen Jüngling vielleicht aufs neue den Stürmen des Schicksals Preiß gegeben werde, und doch — was konnte sie thun als weinen, und ihn weinend segnen! — Je näher seine Abreise heranrückte, je beklemmter wurde ihr Herz, und in den letzten Tagen war es ihr unmöglich, öffentlich zu erscheinen. Sie schützte eine Unpäßlichkeit vor, blieb auf ihrem Zimmer und arbeitete an einer Flagge, mit welcher sie das von ihrem Vater geschenkte Schiff ausschmücken wollte. Auf ein großes weißes Tuch stickte sie einen schwebenden Engel, der in seiner Hand ein Vergißmeinnicht hielt. Sie hat-

te oft bis tief in die Nacht am Stickrahmen gesessen, und mit warmen Eifer eine Kunst getrieben, in welcher sie eine Schülerin der Penelope zu seyn schien. Das Gefühl, welches sie bei der Arbeit beseelte, gab dem Bilde ein täuschendes Leben. Der Engel lächelte, doch umwölkte unverkennbar ein stiller Gram seine Stirn.

Jetzt war die Flagge fertig, das Schiff zum Absegeln bereit, und Philipps Abreise auf den kommenden Morgen festgesetzt. Da sprach Franciska in der Abenddämmerung mit klopfenden Herzen zu ihrer Freundin: „Geh rufe mir deinen Bruder, daß ich ihm auch ein Lebewohl sage.“

Die gute Babet, deren verweintes Auge sich bei diesen Worten mit neuen Thränen füllte, wankte hinaus, und führte bald nachher ihren zitternden Bruder in das dämmernde Gemach. Ohne Kraft sich zu bewegen, ohne Muth sein Auge

aufzuheben, stand er an der Thüre, wie ein Verbrecher, der den Tod erwartet. Franciska's Busentuch verrieth die heftigen Schläge ihres Herzens. Sie sammelte sich, stand auf und trat ihm entgegen.

„Lieber Renaud" stammelte sie: „Sie wollten doch nicht ohne Abschied von mir gehn?"

Er schwieg. Ein Berg lag auf seiner Brust. Nicht ein Wort hätte er hervorbringen können, und wenn es die Herrschaft der Welt gegolten.

„Glauben Sie, lieber Renaud, daß Sie meine Freundschaft, mein Bedauern mit sich nehmen?

Eine Thräne trat in sein erloschenes Auge.

„Das Schicksal ist nicht gerecht gegen Sie."

Seine Lippen zuckten.

„Vielleicht auch nicht gegen mich!"

setzte sie mit einem erstickten Seufzer hinzu.

Er hob sein Auge schüchtern zu ihr auf.

„Wir müssen der Nothwendigkeit gehorchen, wenn es auch uns beiden schwer werden sollte.“

Er wollte versuchen zu lächeln, es gelang ihm nicht.

„Nehmen Sie zum Andenken diese Flagge von mir, die ich selbst gestickt habe.“

Er griff gierig nach dem Geschenke.

„Es ist mein Schutzgeist, den ich Ihnen mit auf die Reise gebe. Es ist das Sinnbild meiner Wünsche — das Blümchen in seiner Hand war hoffentlich überflüssig.“

Jetzt konnte er nicht mehr. Ein Strom von Thränen durchbrach den Damm des Wohlstandes. Er bog sich auf ihre Hand — sie neigte sich über ihn und küßte ihm auf die Stirn — er heulte und stürzte

hinaus. — Als die Sonne aufgieng, war sein Schiff nur noch ein weißer Punkt in der offenen See, den Franciska, schwermüthig ans Fenster gelehnt, mit feuchtem Auge so lange verfolgte, als er sichtbar blieb, und noch immer zu sehen wähnte, als er schon längst verschwunden war.

Wenige Tage nachher feierte man ihr Hochzeitfest. Ihr Gemahl that alles, um einen verborgenen Gram, den er zu spät gewahr wurde, durch Lieb und Aufmerksamkeit aus ihrer Brust zu tilgen; indessen der arme Philipp sich in tausend Geschäfte und Zerstreuungen stürzte, bald auf der See herumschwärmte, und bald auf dem Lande durch unruhige Thätigkeit sein widerspenstiges Herz zu betäuben suchte. Er schrieb oft an seine Schwester, und versprach ihr, sie abzuholen, so bald er es über sich gewinnen könne, einen festen Wohnplatz zu wählen; so lange aber die schuldlose Liebe dem bösen

Gewissen die Geisel abborge, und ihn rastlos umhertreibe, so lange halte er es für Bruderpflicht, sie der sichern Freistatt nicht zu entreißen. Ihrer Freundinn erwähnte er selten.

„Der Schutzgeist" schrieb er einst „der von meinem Schiffe herabweht, ist von seiner Schöpferin doch nur mit beschränkten Kräften ausgerüstet worden; er wacht über Alles, was außer mir nur vorgeht; er geleitet mich glücklich in und aus dem Hafen; er gebietet den Wellen und zähmet die Sturmwinde; — aber um das, was in mir tobt, bekümmert er sich wenig. Mein Herz ist den Stürmen Preis gegeben — meine Ruhe ist ein Spiel der Wellen, einer unseligen Leidenschaft."

Franciska schwieg und grämte sich. Ihre blasse Wange wurde bleich, das Feuer ihres Auges erlosch allgemach; sie kränkelte wie ein Veilchen, dem Thau und Schatten mangelt. Ihr Gemahl war

untröstlich darüber, und nachdem er vergebens jede Zerstreuung aufgeboten, jedes Mittel erschöpft hatte, schlug er ihr vor, ihm auf einige Zeit nach der Bay von Samana zu folgen, um zu versuchen, ob die Veränderung der Luft nicht vielleicht eine günstige Wirkung hervorbringen werde. Diese Bay liegt im spanischen Antheil von St. Domingo, und Herr de Noyer hatte daselbst eine neue Pflanzung angelegt, die seine Gegenwart von Zeit zu Zeit erforderte.

Franciska willigte gern in diese Reise, theils aus Gefälligkeit, theils weil sie wirklich von den neuen Gegenständen wohlthätige Zerstreuung hoffte. Der Vater, so schwer es ihm wurde, sich von seinem einzigen geliebten Kinde zu trennen, billigte den Entschluß, segnete seine Tochter, und bat sie, gutmüthig scherzend, ihm aus der Bay von Samana einen Enkel aufzufischen. Von ihrer getreuen Babet begleitet, schiffte sie glück-

ich nach dem neuen Wohnplatz, und der Segen ihres Vaters schien in Erfüllung zu gehen, denn bald nach ihrer Ankunft fühlte sie sich schwanger. Das Entzücken ihres Gemahls war grenzenlos; er feierte diese frohe Bothschaft durch ein ländliches Fest, an welchem er zwölf treue Neger zu den Füßen seiner Gattin führte, die ihr für die erhaltene Freiheit danken mußten.

Solche Züge giengen bey Franciska nicht verloren. Sie lernte ihren Gemahl täglich höher schätzen; der Gedanke an die frohe Aussicht, Mutter zu werden, theilte nach und nach ihre einsamen Stunden mit dem schwermüthigen Gedanken an Philpp. Je näher die Zeit ihrer Entbindung heran rückte, je fester fühlte sie sich an das Leben gekettet, und die kleinste Bewegung des ungebornen Kindes machte ihr unaussprechliche Freude. Als endlich der erseufzte Augenblick da war, als der Säugling an ihrer Brust lallte,

und die Freudenthräne der zärtlichen Mutter sich mit der des glücklichen Vaters mischte; da trat Philipps Bild hinter einen Schleier, aus neuen Pflichten und neuer Liebe gewebt.

Die Gesundheit des edlen Weibes war nun völlig wieder hergestellt. Sie reichte ihrem Kinde selbst die erste Nahrung, und ihr Körper genoß den wohlthätigen Einfluß, den die Natur mit der Erfüllung dieser Mutterpflicht verbunden hat; sie war blühender, und fühlte sich stärker als jemals. Als der kleine Franz ein Alter von drey Monaten erreicht hatte, konnten seine Aeltern den Bitten des Großvaters nicht länger widerstehen, der den Enkel an sein Herz zu drücken wünschte. Sie machten Anstalten, die Bay nach Samana zu verlassen. Herr de Noyer ließ zu diesem Endzweck eine leichte Gorbette in segelfertigen Stand setzen, und sandte alle seine Leute und Gepäck in einem schweren Fahrzeug voraus.

Während dieß geschah, scheiterte ein kleines englisches Fahrzeug an der Küste, dessen Mannschaft sich jedoch glücklich ans Land rettete. Die Schiffbrüchigen wandten sich an Herr de Vernier, Capitain eines französischen, zum Auslaufen fertigen Schiffes, mit der Bitte, sie an Bord zu nehmen, und nach Cap François oder Monte Christo zu bringen. Da er aber bereits zu viele Mannschaft am Bord hatte, so ersuchte er Herrn de Noyer, wenigstens zwey davon in seiner Gorbette aufzunehmen. Der menschenfreundliche Mann bewilligte es, mit Aufopferung seiner eigenen Bequemlichkeit, denn er mußte, um des engen Raumes willen, einen getreuen Neger, der ihn bediente, zurücklassen. Er sprach mit den beiden Engländern, deren einer sich Capitain John, und der andere Young nannte; er versorgte sie mit Wäsche und Kleidern, und sie gelobten dankbarlich, ihm unterweges Hülfe zu leisten. Herr de

Noyer nahm noch zwey gemiethete fran-
zösische Matrosen an Bord, und gieng
im März 1766 unter Segel.

Sie fuhren einige Tage mit günstigem
Winde an der Küste hin, bis sie zu ei-
ner spanischen Pflanzung gelangten, die
einem gewissen Manuel Borger zugehör-
te. Hier baten die Franzosen, sie an's
Land zu setzen, da die beiden Engländer,
als erfahrne Seeleute, vollkommen im
Stande wären, das kleine Fahrzeug al-
lein zu regieren, sie aber bei jenem Spa-
nier ein längeres Unterkommen hofften.
Herr de Noyer, der während der ver-
flossenen Tage Zeuge von der Geschicklich-
keit der Engländer gewesen war, ließ sich
beschwatzen, verabschiedete die Franzosen,
und setzte seine Reise fort.

Am andern Abend warfen sie den
Anker zu Grigri, eine Meile oberhalb
Porto Plata, an der nördlichen Kü-
ste von St. Domingo; sie aßen am Lan-
de, ohnweit einer spanischen Pflanzung,

wo man gewöhnlich Erfrischungen einzunehmen pflegt. Nach Tische bestreuten sie den obern Theil der Cajute mit Palmblättern, zogen ein Segel darüber, und breiteten eine Matratze aus, welche dem Kinde, der Mutter und der Freundin zum Nachtlager dienen sollte. Franciska's Gemahl lagerte sich zu den Füßen seiner Gattin, und die beiden Engländer schnarchten im Vordertheile des Fahrzeugs.

Gegen 4 Uhr des Morgens wurde Franciska durch einen starken stumpfen Schlag geweckt, der das Bett ihres Gemahls zu treffen schien; zugleich hörte sie ihn vernehmlich stöhnen. Bebend fuhr sie in die Höhe, und rief: Babet! um Gottes Willen! — Doch ehe noch Babet sich ermuntern konnte, trat John mit Blut bespritzt vor ihr Bett, und drohte ihr mit aufgehobener Axt, sie auf der Stelle zu ermorden, wenn sie einen Laut von sich geben, oder es wagen würde,

das Segeltuch wegzuschieben, welches ihr den schrecklichen Anblick verbarg. Mit funkelnden Augen verließ er sie; der eine zog die Segel auf, der andere setzte sich an das Steuerruder, und sie suchten, wie die Folge bewies, den Weg nach Neu-York.

Mit Anbruch des Tages war das Fahrzeug schon weit in der offenen See, und nun erhielten die zitternden Weiber Erlaubniß aufzustehen. Franciska wankte hervor — Gott! welch eln Anblick! man hatte so eben den blutigen Leichnam ihres Gemahls über Bord geworfen, er schwamm noch auf dem Wasser. Die arme Wittwe sank kraftlos zu Boden; die Unmenschen spotteten ihrer. Mit dem Dolche in der Faust trat John vor sie, und foderte die Schlüssel zu den Kasten und Koffern. Er durchsuchte Alles, nahm aber nur das baare Geld, und gab ihr die Schlüssel zurück.

Den ganzen Tag überließ man sie ruhig ihrem Schmerze. Das Fahrzeug segelte mit frischem Winde. Franciska wußte nicht wo sie war, Himmel und Meer umgaben sie.

Welcher Pinsel mahlt die Leiden der Nacht, die auf diesen Tag folgte! — Verlassen von jeder Hülfe; in der Gewalt der Mörder ihres Gatten, dessen Blut noch den Boden neben ihr färbte; zitternd vor Mißhandlungen ihrer Ehre; zitternd vor dem Leben ihres Kindes — ach! noch nie waren so mannigfaltige Leiden in den Zeitraum einer Frühlings-Nacht zusammen gepreßt worden! —

Mit der ersten Morgenröthe traten die Räuber vor ihr Bett. „Dein Schluchzen und Wimmern" sprachen sie, geht uns zu Herzen. Wir sind nicht weit von Cap François entfernt. Willst du, so soll einer von uns Dich in dem Boote dahin geleiten."

Ohne zu bedenken, daß dieser Vorschlag Leuten unmöglich Ernst seyn konnte, die, mit einem ungeheuern Verbrechen belastet, den Ort fliehen mußten, wo die gerechte Rache ihrer harrte, ohne zu bedenken, daß sie bereits drei Tage in offener See herumschwärmten, und folglich unmöglich so nahe bey Cap. François seyn konnten; gehorchte Franciska nur dem Wunsche, diesen Mördern zu entfliehen, und willigte hastig ein. Der Kahn war, nach Art der amerikanischen Piroguen, sehr klein, und aus ei- einem einzigen hohlen Stamm verfertigt; aber keine Gefahr schreckte sie. Sie ergriff ein kleines Bündel mit Wäsche, und that gern Verzicht auf ihre übrigen Habseligkeiten, die der Kahn nicht zu fassen vermochte. John warf selbst einen schlechten Strohsack, etwas Zwieback, einen Krug mit süßem Wasser, einige Eier und ein wenig gesalzenes Schweinefleisch in die Pirogue, durch-

suchte nochmals die Taschen der armen Wittwe, raubte ihr einige Kleinigkeiten von Werth, und stieß sie dann nebst Babet hinab in den Kahn.

Mit Ungeduld erwarteten sie, daß einer der Mörder nachspringen sollte, um das elende Fahrzeug zu regieren; aber plötzlich hieben die Barbaren das Thau entzwei, Young faßte das Steuerruder, John richtete die Segel, die Gorbette entfernte sich schnell, und die Unglücklichen wurden Wind und Wellen überlassen. — Starres Entsetzen ergriff die jammernde Mutter; sie hob ihre Hände zu den Mördern ihres Gatten empor, und beschwor sie, sich des unschuldigen Kindes zu erbarmen aber mit jedem Augenblicke vergrößerte sich der Raum, der sie von dem Schiffe trennte.

Schon verhallte ihre Stimme ungehört — sie konnte nicht mehr schreien — sie suchte die Worte durch bittende

Geberden zu ersetzen — vergebens! die Mörder schwanden aus ihren Augen.

Franciska sank in Ohnmacht. Das Kind wimmerte an ihrer Brust; es suchte Nahrung und fand sie nicht; es suchte Wärme und verkroch sich in einen erstarrten Busen. Die Nacht brach herein. Die Gefahr stieg mit jeder Minute. Der Wind wurde stürmisch, die Wellen tobten, und jeder Augenblick drohte den elenden Kahn zu verschlingen. Eine hohe Welle bedeckte sie, riß den Zwieback mit sich fort, stürzte den Wasserkrug um, und beraubte sie ihrer letzten Hoffnung.

Welch' eine Nacht! welch ein Hin und Herschleudern zwischen Todesangst und Muttersorge! Babet, die schwache Babet, ergriff das Ruder, und da sie zuweilen bei kleinen Wasserspazierfahrten aus Schäkerei gesteuert hatte: so kam ihr diese geringe Uebung jetzt zu statten,

und sie brach manche Welle, die das Bott verschlungen haben würde.

Die Morgenröthe erschien, und mit ihr legte sich der Sturm; das war aber auch der einzige Trost, den Aurora ihnen zulächelte. Noch immer begrenzte Wasser und Himmel ihre ängstlich spähenden Blicke; jede Minute ihres verlängerten Lebens glich einem Wunder. — So kämpften zwei zartgebaute Weiber und ein schwacher Säugling, sieben Tage und sieben Nächte mit Wind und Wellen, jeder rauhen Witterung ausgesetzt; von Regen durchnäßt; von der Kühle der Nacht erstarrt; von der brennenden Mittagssonne gestochen; durch immerwährende Todesangst gepeinigt; ohne Wasser; ohne andere Lebensmittel, als die wenigen Eier, und etwas gesalzenes Fleisch. Franciska's Kräfte nahmen stündlich ab; einen Blick auf das wimmernde Geschöpf an ihrem Busen, erhielt allein noch den schwachen Lebensfunken. Die Mutter Na-

tur erbarmte sich der hülflosen Mutter, und unterstützte sie über alle Erwartung. Bis zum sechsten Tage war noch immer Nahrung für den Säugling in ihrer Brust; aber endlich versiegte auch diese Quelle, und in der Nacht auf den siebenten Tag brachte das Stöhnen des hungernden Kindes die arme Franciska zur Verzweiflung. Sie beschloß zu sterben, aber auch sterbend noch einen Beweis ihrer mütterlichen Zärtlichkeit zu geben; sie wollte sich eine Ader öffnen, und das Kind mit ihrem Blute tränken; sie würde diesen durch Geisteszerrüttung erzeugten Gedanken auf der Stelle ausgeführt haben, wenn die Dunkelheit der Nacht sie nicht abgehalten hätte. Sie wiegte das schreiende Kind auf den kraftlosen Armen, und sang ihm mit schwacher Stimme den Trost zu, daß es bald in der Mutter Blut seinen Durst löschen sollte. Erschöpfung und Hunger betäubten endlich Mutter und Kind, sie san-

ken beide in einen Zustand, der der Ohnmacht ähnlicher war als dem Schlummer.

Babet lag auf ihren Knieen und weinte und betete, auf das Ruder gestützt, welches sie nicht mehr zu regieren vermochte. — Der siebente Tag brach an — eine freundliche Morgenröthe schimmerte auf den Wellen. — Als der Sonnenrand über das Meer trat, schaute Babet auf — und siehe, ein Schiff schwankte in geringer Entfernung vorüber.

Ein Schiff! Ein Schiff! kreischte sie den Schlummernden zu. — Franciska schlug die Augen auf — erblickte das schwellende Segel — vergaß ihre Ohnmachten, hielt den Säugling hoch in die Luft, und schrie Hülfe! Hülfe! Babet riß das Tuch von Busen, band es schnell an das Ruder, und ließ es in den Wind flattern. Es währte lange ehe man vom Schiffe diese Zei-

chen gewahr wurde; ihre Angst war unaussprechlich — Doch endlich — o Gott! wer malt das Entzücken dieses Augenblickes! endlich wird eine Flagge aufgezogen, und das Schiff wendet sich. Die beiden Freundinnen sinken einander stumm in die Arme, und finden wieder Thränen in den hohlen vertrockneten Augen.

Immer näher und näher schwankt das Schiff, immer kleiner und kleiner wird der Raum, der das Boot von ihm trennt. Jetzt treibt ein leichter Windstoß es dicht unter seinen Bord — Franciska hebt die Augen auf — und siehe, der Schutzgeist mit dem Vergißmeinnicht lächelt auf sie herab. Zu gleicher Zeit tönt ein Schrei des Entsetzens vom Schiffe; ein Mann will sich in die Wellen stürzen — drei Matrosen vermögen kaum den Wahnsinnigen zurück zu halten — Franciska's Nahme durchschneidet die Lüfte! Ein ausgesetztes Boot nähert sich;

man trägt sie die Schiffsleiter hinauf, und legt sie mit geschlossenen Augen in Philipps Arme. So lohntest du, Liebe! alle Martern der Vergangenheit, indem du den treuen Jüngling zum Retter der Geliebten erkohrst.

Franciska's Erwachen — Philipps Entzücken — sind keine Gegenstände der Kunst. Das Schiff ankerte bald nachher auf der Rhede von Neu-Orleans, wo Franciska die beglaubigte Erzählung ihrer Leiden im Gerichtshof von Louisiana niederlegte. Man sandte ihre Aussage sogleich nach Neu-York; die Mörder ihres Gemahls wurden streng verfolgt; aber es sey nun, daß sie den Tod in den Wellen gefunden, oder falsche Nahmen angenommen, man hat nie wieder etwas von ihnen gehört.

Sobald Mutter und Kind sich erholt hatten, führte Philipp sie selbst in die Arme des wackern Greises, den die Angst um seine Tochter auf das Krankenbette

geworfen hatte. Die Freude, seinen Enkel zu umarmen, und Franciskas Hand in die Hand seines Pflegesohnes zu legen, war die letzte, die das Schicksal ihm hienieden aufgespart hatte. Er hinterließ Philipp Renaud als den Erben seiner Redlichkeit, und des stillen häuslichen Glücks, welches sein kostbarster Schatz gewesen war.

Babet theilte die Liebe und den Wohlstand ihres Bruders, und war die zweite Mutter seiner Kinder. Jede Bewerbung wieß sie von sich, denn sie liebte nur Einmal. Noch im Alter kostete ihr diese Liebe manche Thräne, als sie erfuhr, daß Lauraguais unter Robespierres Tyraney den Tod gefunden hatte.

Das Grab auf dem Hügel.

Eine Erzählung.

An einem heitern Sommerabende saß die alte Frau von Birkenhayn mit ihren Töchtern auf einer Rasenbank an der Landstraße, die von Paderborn nach Lippstadt führt. Ein paar hundert Schritte davon schimmerte das rothe Dach ihres Schlosses zwischen einer Gruppe von Bäumen hervor, und die Sonne warf eben ihre letzten Strahlen auf die Thurmfahne. Die Schwalben schwirrten, die Mücken tanzten, die Käfer summten, Fräulein Babet sang ein munteres Liedchen,

Fräulein Lottchen pflückte blaue Blumen zwischen den hohen Kornähren, und die Mutter senkte den ernsten Blick zur Erde, indem sie mit einem Spazierstock Figuren in den Staub zeichnete.

Siehe da wankte ein Greis am Stabe langsam daher, und blieb in einiger Entfernung zweifelhaft stehen. Seine armselige Kleidung, sein Silberhaar, und das mühsame Fortwanken sprachen jedes Herz um Hülfe an. Lottchen erblickte ihn zuerst, hüpfte herbei und machte ihre Mutter aufmerksam auf die Erscheinung. Noch stand der Greis, und seine Blicke irrten furchtsam umher; ein Abendlüftchen rauschte mit einem Seufzer beladen vorüber.

Jetzt trat er schüchtern näher, und ließ die Damen in ein hohles Auge schauen, in dem der nahe Tod bereits das Flämmchen ausgelöscht hatte. Nur ein Funke glimmte noch, aber freundlich wie ein Nebelstern. Die Töchter stießen die

Mutter sanft an, als wollten sie sagen: liebe Mutter hilf ihm; der Mutter Auge antwortete gütig: von Herzen gern!

„Darf ein armer kranker Mann, sprach der Greis in gebrochnem Deutsch, hier um ein Nachtlager bitten?"

Die bescheidne Bitte wurde gern bewilligt; die Töchter nahmen ihn in ihrer Mitte, warneten ihn vor jedem Stein, halfen ihm über den schmalen Steg eines rauschenden Baches, und geleiteten ihn sicher bis ins Schloß. Dort erzählte er, von einem Glase Hochheimer erquickt, wie er auch vormals reich und vornehm gewesen; wie er auch solche Schlösser besessen, und nun, durch die unglückliche Revolution in seinem Vaterlande zum Bettler geworden, der zwar selten bei guten Menschen vergebens Hülfe suche, vom Himmel aber vergebens die größte Wohlthat, den Tod, erflehe!

Frau von Birkenhayn hörte ihm gerührt zu; sie forschte mit Theilnahme

nach seinem Geburtslande, und als er die Franche Comté nannte, schien sich ihre Rührung zu verdoppeln. Sie wünschte seinen Namen zu wissen, er stockte einen Augenblick, dann sprach er den Namen Philibert aus.

Man räumte ihm ein niedliches Zimmer gegen Osten ein, um ihn durch die Morgensonne zu erquicken, man trug liebreiche Sorge für ihn, Fräulein Babet brachte ihm selbst das Frühstück und Fräulein Lottchen einen Rosenstock. Den Abend vorher hatten sie deutsch mit ihm gesprochen, jetzt wurde er angenehm überrascht, als sie ihn in seiner Muttersprache anredeten, und das mit einer Geläufigkeit, mit einem so richtigen Accent, wie er noch nie von deutschen Lippen gehört hatte. Sie führten ihn in den Garten, dessen eine Hälfte im englischen Geschmack angelegt war. Dort wurde er auf einem Hügel unter bemoosten Fichten durch den An-

blick eines Grabmals überrascht: einer Urne, mit der einfachen Inschrift: meinem Philipp, neben welcher ein Genius, von Doells Meisterhand, die Fackel auslöschte. Eine Thränenweide bog sich über die Urne, und ließ ihre Tropfen von jedem Blatte fallen. Der traurende Genius, das sanfte Geräusch der fallenden Tropfen, das Säuseln des Windes in den Gipfeln der Fichten und die Dämmerung in ihren Schatten, stimmten jedes Herz zur Schwermuth. Mit beklemmter Brust fragte der Greis: „Was bedeutet das?"

„Hier liegt unser Stiefbruder begraben," antwortete Fräulein Lottchen; „er starb als ein Knabe von zehn Jahren. Hier weint unsere gute Mutter oft Stundenlag, und an seinem Sterbetage verläßt sie den Hügel nicht, bis es Abend wird."

„Laß uns weitergehn," sagte Fräulein Babet, „es ist hier so traurig, wir

hatten uns vorgenommen, den Ort nicht eher als am 17ten August wieder zu betreten, und auch dann nur, weil es die Mutter wünscht."

Der Greis. Warum eben am 17ten August?

Fräulein Lottchen. Das ist eben Philipp Sterbetag, den sie immer allein hier zuzubringen pflegt, aber dießmal sollen wir ihr Gesellschaft leisten.

Fräulein Babet. Sie sagt, wir wären nun erwachsen, und sie halte es für Pflicht, uns ihre Geschichte zu erzählen; dazu sey sie an jenem Tage am besten gestimmt.

Unter diesem Gespräch führten sie den Greis zurück ins Schloß, und baten ihn, bis zum Mittagsessen in einem Zimmer zu verweilen, wo er eine auserlesene Sammlung französischer Schriften antraf. Was er sah und hörte, setzte ihn in Erstaunen; er hatte Westphalen die Kreuz und Quer durchzogen; er wußte,

daß man hier vornehme Schinken räuchere; aber französische Bücher und so gebildete Menschen waren ihm bis jetzt nicht vorgekommen. Bei Tische wurde das Gespräch von den Töchtern in französischer Sprache fortgesetzt, die Mutter aber — ob sie gleich durch ihre Theilnahme verrieth, daß sie Alles verstand — sprach immer deutsch.

Philibert, durch die Herzlichkeit und zarte Schonung, mit der man ihn behandelte, aufgemuntert, fieng an, die Schüchternheit der Armuth abzulegen. Er sprach wenig, aber gut; er verrieth Kenntnisse in allen Fächern, und besonders Weltkenntniß. Frau von Birkenhayn schien ihm geflieszentlich Gelegenheit zu geben, seine Grundsätze und Meinungen zu entwickeln, und er that es mit einer Offenheit und Freiheit, die seine Zuhörer entzückte.

Nach dem Essen führte ihn die Mutter in ihr Cabinet. „Mein Herr, sagte

sie, Armuth ist immer ein unwillkommener Gast, am meisten im Alter. Ihr Schicksal rührt mich tief. Es gilt gleichviel wer Sie sind? ob Sie Philibert heißen? ob Sie einen Meierhof oder ein Marquisat einbüßten. Wer durch seine Bildung ein Mann von Stande wurde, der bleibt es immer, das Glück möge wechseln wie es wolle. Diese Gesinnungen, hoffe ich, werden mir Ihr Zutrauen erwerben. Und nun erlauben Sie mir, Sie zu fragen: haben Sie Aussichten für die Zukunft?"

Philibert. Keine.

Frau v. Birkenhayn. Gefällt es Ihnen in meinem Hause? Wollen Sie bey mir bleiben?

Philibert. Ach Madam! ich stehe am Rande des Grabes, am liebsten würde ich freilich hier sterben, aber ich habe schon so manchem zur Last gelebt, daß ich herzlich wünschte, wenigstens

durch meinen Tod Niemanden mehr zu belästigen.

Frau v. Birkenhayn. Ruhe und Pflege, Wohlwollen und Freundschaft werden Ihre Tage verlängern. Auch sollen Sie eine gemächlichere Existenz nicht als Wohlthat von mir annehmen, sondern mich reichlich dafür bezahlen.

Philibert. Wie könnte ich das?

Frau v. Birkenhayn. Sie haben meine Töchter gesehen, es sind gute, liebenswürdige Geschöpfe, aber völlig unerfahren und gänzlich unbekannt mit der Welt, mit dem, was man guten Ton zu nennen beliebt. Auf dem Lande erzogen; gewohnt aus jedem Munde die Wahrheit zu hören, weil hier Niemand etwas zu verbergen hat, nehmen sie auf Treu und Glauben ein höfisches Compliment für eben so wahr, als den Morgengruß meiner Bauern. Sie halten die ganze Welt für ehrlich, ihr Herz ist jedem Eindruck offen — ich zittre für

die Zukunft! — Sie, mein Herr, scheinen mir der Mann, der diese Sorge von meinem Herzen abwälzen könnte. Ihr Umgang, Ihre Erfahrung, Ihr ehrwürdiges Alter, Ihre Art sich auszudrücken, die Leichtigkeit, mit der Sie practische Lebensweisheit anschaulich zu machen wissen, die unterhaltenden Anekdoten, mit welchen Sie Ihre Lehren zu würzen verstehn — Alles das läßt mich wünschen, daß Sie einer besorgten Mutter beistehen möchten, die letzte Hand an die Bildung ihrer geliebten Töchter zu legen.

Philiberts blasse Wangen färbten sich einen Augenblick durch den sanften Hauch der Dankbarkeit. Er nahm gerührt den Vorschlag an, den er mehr für ein Vehikel schonender Wohlthätigkeit hielt, und verhieß, so viel sein siecher Körper ihm verstatte, dem Zutrauen der Mutter zu entsprechen. Von Bestimmung eines Gehalts war nicht die Rede. „Wer

meiner Kinder Herz und Geist bildet, sagte Frau von Birkenhayn, der ist Herr in meinem Hause, so gut als ich."

Von nun an war Philibert der unzertrennliche Gesellschafter der beiden Töchter. Er wählte ihre Lectüre, und unterbrach sie oft durch lehrreiche Anmerkungen. Er begleitete sie auf Spaziergängen, lagerte sich mit ihnen im Grünen, und entwarf auf dem Schauplatze der Natur Gemälde aus der unnatürlichen großen Welt. Babett und Lottchen gewöhnten sich bald so sehr an ihn, daß sie ihn keinen Tag missen konnten. Er gewann ihr kindliches Zutrauen; mit Liebe und Ehrfurcht horchten sie auf die väterlichen Lehren, und seine Aussprüche waren Orakel.

Noch hat der Leser kein Wort von dem Herrn von Birkenhayn gehört; das kömmt daher, weil es Menschen giebt, um die man ungern ein Wort verliert. Er war ein wackerer Jäger, ein guter

Pferdekenner, aß gern Schinken und Pumpernikel, und bekümmerte sich übrigens um nichts in der Welt. Als man ihm Philibert vorstellte, fragte er ihn, was bei der Revolution aus den königlichen Jagdhunden geworden? und als Philibert diese Frage nicht zu beantworten wußte, kehrte er ihm den Rücken zu. Die Nachricht, daß der Fremde die Ausbildung seiner Töchter übernommen, war ihm theils gleichgültig, theils lächerlich. Gleichgültig, weil er meinte, die Mädchenerziehung schlage nicht in sein Fach, und lächerlich weil Philibert ja doch von der Wirthschaft nichts verstünde. Er war überhaupt in seinem Hause selten sichtbar, denn noch vor Tage zog er auf die Jagd, und dabei befand er sich wohl, und seine Familie noch besser. Weiter wissen wir nichts von ihm zu sagen, auch wird er in dieser Geschichte hoffentlich sonst keine Rolle spielen.

Sechs Wochen waren nun verstrichen, seit Philibert in diesem Hause eine Freistatt fand. Der 17te August brach an; es war ein trüber schwüler Tag. Herr von Birkenhayn zog, wie er immer pflegte, an diesem Tage früher wie gewöhnlich zu Holze, und kam nicht eher als nach Sonnenuntergang zurück. Die weinende Mutter blieb unsichtbar; Philibert speisete allein mit den Töchtern; es herrschte während der Mahlzeit eine dumpfe Stille.

Nach dem Essen kündigte ein Bedienter an, die gnädige Frau lasse bitten, zu ihr auf den Hügel zu kommen. Lottchen und Babet gehorchten mit unruhiger Erwartung, der bescheidene Philibert wollte zurückbleiben. Aber ein zweiter Bote lud auch ihn zur Gesellschaft und er gieng. Auf dem Piedestal der Urne saß die Mutter mit rothgeweinten Augen, und die Töchter lagen neben ihr im Grase, und pflückten still und mit

beklommener Brust hier und da ein Blümchen.

Wehmüthig freundlich hieß Frau von Birkenhayn den Greis willkommen. Setzen Sie sich, sagte sie, Ihre Gegenwart ist hier nicht überflüßig. Ich habe diesen Tag bestimmt, um meinen Töchtern das Gemälde meines unglücklichen aber schuldlosen Lebens darzustellen. Sie sind nunmehr in dem Alter, wo meine traurige Erfahrung ihnen nützen kann, und wenn mein Beispiel bei der Wahl eines Gatten ihnen vor Augen schwebt, so habe ich nicht umsonst gelitten."

„Nicht allein der Tod eines einzigen, geliebten Sohnes, fuhr sie mit einem tiefen Seufzer fort, ist es, den ich an dem heutigen Tage beweine; nein! dieser Tag ist das Gedächtnisfest aller meiner entflohenen Freuden! — Freundschaft und Jugendglück, Liebe und Vaterland, euch fließen diese Thränen! Kinder! ehrt meinen Schmerz, und mildert ihn durch das

Versprechen, euch zu hüten vor einer frühen Heirath. Um dich, meine muntere Babet, bin ich weniger besorgt, als um dich, mein sanftes Lottchen. Ich war auch funfzehn Jahr alt, da ich, wie du mein Haar mit Kornblumen kränzte, unwillkührliche Seufzer in den Gesang der Nachtigall mischte, und eine kindische Freude über meine Rosenstöcke hatte. Das ist der Augenblick, wo das Bedürfniß zu lieben, auch einem unwürdigen Jüngling Reize und Tugenden leiht; wo ein Jeder dich überreden kann, er werde mit ewiger Treue an dir hängen, weil ein solcher Schwur in einem solchen Augenblicke dir selbst so leicht zu erfüllen scheint. Kurz, du glaubst in seinem Herzen zu lesen, wo nur dein eignes Gefühl sprach, und schmückst ihn mit Eigenschaften, die nur das Verlangen zu lieben deiner entglühten Einbildungskraft lieh."

„Ein Jüngling bewarb sich um meine Hand, der mit Geist und Schönheit einen hohen Grad von Leichtsinn verband. Er war der Erste, der mir huldigte, Natur und Eitelkeit redeten ihm das Wort in meinem Herzen, und ich liebte ihn mit aller Schwärmerei der ersten Leidenschaft. Mein ernster Vater schüttelte den Kopf, war bekümmert und warnte mich vergebens. Ich bildete mir ein, den Leichtsinnigen durch meine Reize zu fesseln; durch Bitten und Thränen bestach ich die väterliche Zärtlichkeit, und endlich seine Einwilligung zu einem Bunde, der leider nur allzurasch geknüpft wurde.“

„Ihr lieblichen Flitterwochen! wie schnell rauschtet ihr vorüber! wie bald zerfloß der süße Wahn, daß ich meinem Gatten Alles sey! Kaum war ein halbes Jahr verstichen, als ich die auffallende Veränderung in seinem Betragen mir selbst nicht länger verbergen konnte, trotz

aller Entschuldigungen, die meine erfinderische Liebe ihm zu leihen wußte. Er war halbe Tage abwesend, schwärmte oft bis tief in die Nacht, und wenn er zuweilen einige Stunden bei mir aushielt, so glaubte ich in seinen Blicken eine erzwungene Freundlichkeit zu lesen; er war zerstreut, antwortete mir oft verkehrt, erwiederte meine Liebkosungen mit frostiger Höflichkeit, zuweilen gar mit mürrischer Ungeduld."

"Eine dienstfertige Kammerjungfer, die mir allerlei Geschichtchen zutrug, ließ mich nicht länger in Zweifel, daß ich aus einem feurig geliebten Mädchen eine kühl verehrte Ehefrau geworden. Ich mußte mit einer frostigen Achtung mich begnügen, indessen elende Dirnen um seine Zärtlichkeit buhlten. Das Sonderbarste war, daß in dem Grade, in welchem seine Liebe abnahm, seine Eifersucht wuchs. Er fühlte vermuthlich sein Unrecht; er fühlte, daß es mir leicht seyn

würde, mich zu rächen und seine Eitelkeit zitterte vor meiner Rache. Oft, wenn er seine lockeren Spießgesellen in unser Haus führte, und mit ihnen an der Tafel schwelgte, bewachte er meine Blicke mit einer Aengstlichkeit, die sein schuldiges Gewissen verrieth. An solchen Tagen pflegte er sich auch zärtlicher als gewöhnlich gegen mich zu stellen, vermuthlich, um etwa den aufkeimenden Gedanken an Rache in mir zu ersticken."

„Ach! ich war weit entfernt mich zu rächen. Ich weinte nur im Stillen, machte ihm nie Vorwürfe, heiterte mein Gesicht auf, wenn er hereintrat, und hatte es darauf angelegt, ihn durch großmüthige Schonung zu rühren. Aus Romanen wußte ich, daß Schweigen und Leiden, verdoppelte Zärtlichkeit und stilles Dulden, schon manchen Verirrten auf die Bahn der Tugend zurückgeführt hatten. Ich wünschte nichts sehnlicher,

als ihn einst auf einer Untreue zu ertappen; dann — wenn er beschämt und zerknirscht vor mir stünde — dann wollte ich ihm um den Hals fallen und verzeihen! Stundenlang konnte meine Einbildungskraft sich mit dem Gemälde beschäftigen, wie er reumüthig an meinen Busen sinken, Worte stammeln, Thränen vergießen, und durch erwachte Liebe meine Großmuth vergelten würde."

„Der Zufall begünstigte diesen schwärmerischen Plan. Ich hörte eines Morgens von ohngefähr, daß er gesonnen sey, den Abend auf die Maskerade zu gehn. Sogleich stieg der Wunsch in mir auf, dort unerkannt mit ihm zusammen zu treffen. Wenn es mir gelingt, dachte ich, ihn unter irgend einer Verkleidung an mich zu locken, wenn er mit der Unverschämtheit eines Abentheurers mich um ein Rendezvous bittet, dann folge ich ihm, wohin er mich auch führen möge; die Gegenwart meines Gatten schützt

mich vor jeder Mißdeutung, selbst in dem verdächtigsten Hause. Wenn er dann in dem Augenblicke, wo ihm ein galantes Abentheuer zu winken schien, die Maske von meinem Antlitz fallen sieht — wenn er sein Weib erkennt — Ha! welch ein Triumph meiner Unschuld! welch ein Sieg meiner Großmuth!"

„Durch dieses Bild in Feuer gesetzt, glühten meine Wangen, klofte ungestüm mein Herz. Aber wie sollte ich erfahren, in welcher Kleidung mein Mann auf dem Maskenball erscheinen, woran ich ihn erkennen würde? — Ihn darum fragen? das konnte Argwohn erwecken. Seinen Kammerdiener ins Interesse ziehn? das war gegen meine Grundsätze. Fast hätte ich mein Vorhaben aufgegeben, als er zufälligerweise in mein Schlafzimmer trat, um, wie er sagte, mir einen Morgenbesuch zu machen, dessen Kürze er damit entschuldigte, daß er genöthigt sey, augenblicklich zu einem

Maskenverleiher zu fahren, um sich eine Kleidung für diesen Abend zu wählen."

„Er gieng, ich hörte seinen Wagen vorfahren, und ohne weiter zu bedenken, was ich that, warf ich einen Mantel um mich, eilte die Treppe hinab, als er eben einstieg, warf mich in eine Miethkutsche, die ich an der nächsten Ecke fand, und befahl dem Kutscher, meines Mannes Wagen langsam zu folgen, und eben da zu halten, wo jener halten würde. Nach wenigen Minuten gelangten wir in die Straße St. Honore." —

„Wie, Madam! rief Philibert: diese Scene gieng in Paris vor?

„Ja, mein Herr, ich bin eine Französin, Ihre unglückliche Landsmännin, die sich alle Mühe giebt, ihre Muttersprache zu vergessen, und mit ihr alle die süßen Schmeichelworte, die sich einst so tief in ihr Herz gruben." —

„Meines Mannes Wagen hielt vor einer Bude, der Meinige blieb in einiger Entfernung. Ich hielt meinen Schnupftuch vor das Gesicht, drückte meinen Hut tiefer in die Augen und sah aus dem Kutschenfenster. Mein Mann gieng in die Bude, verweilte dort einige Minuten und fuhr dann weiter. Sobald er mir aus dem Gesichte war, stieg ich aus, und trat unter dem Vorwand, mir eine Maskenkleidung zu wählen, in die nämliche Bude. Eine Menge Kleider waren auf dem Tische ausgekramt, und einer der Ladendiener wollte so eben eine reiche türkische Maske bei Seite legen.

Zeige er mir diese, sagte ich, sie gefällt mir am besten. — Ist aber nicht mehr zu haben, versetzte der Mensch; ein Herr, der eben wegfuhr, hat sie für diesen Abend gemiethet. — Ei, das ist Schade! erwiederte ich mit geheimer Freude, laß er mich doch wenigstens sehen. Der Mensch

breitete dienstfertig das Kleid vor mir aus, ich besah es von allen Seiten, merkte mir genau die Farben und andere Kennzeichen, und, nachdem ich meiner Sache vollkommen gewiß war, fuhr ich zufrieden nach Hause."

„Mit welcher Unruhe erwartete ich nun den Abend! wie oft sah ich nach meiner Uhr, und glaubte, sie gehe zu langsam. Endlich wurde es dunkel. Mein Zustand — ich war damals im fünften Monat meiner Schwangerschaft — erlaubte mir nicht, eine Kleidung zu wählen, die meinen Wuchs auszeichnete. Ich verhüllte mich als Fledermaus, und erschien, eine der ersten, auf dem Balle. Nicht lange nachher trat mein Türke herein, dem ich anfangs nur schüchtern auf jedem Schritte folgte."

„Ich muß hier im Vorbeigehn erwähnen, daß, als ich noch im Kloster erzogen wurde, die Nonnen mich in müssigen Stunden, eine Art Fingersprache

gelehrt

gelehrt hatten, die, wie ich bei meinem Eintritt in die Welt bemerkte, unter den jungen Damen bekannter war, als ich mir einbildete. Ich hatte als Braut aus Schäckerei meinem Bräutigam diese Fingersprache beigebracht, und er er bediente sich ihrer damals sehr fertig, um mir in Gegenwart lästiger Zeugen schöne Dinge zu sagen. Welche Kränkung war es daher jetzt für mich, meinen Türken diese Sprache mit einer Nonne reden zu sehn, die ihn jedoch zu necken schien, weil er sich kurz darauf rasch, und, wie es mir vorkam, verdrüßlich von ihr wegwandte."

„Diesen Augenblick wollte ich nützen. Ich zupfte ihn am Aermel, als er eben an mir vorbeischlüpfte; er warf einen flüchtigen Blick auf mich; schnell setzte ich mit den Worten die Finger zusammen: „Ich habe ihr Gespräch belauscht." Er blieb einen Augenblick zweifelhaft, ob er sich mit mir einlassen solle; denn

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

meine Fledermausgestalt schien eben keine Reize zu verhüllen. Indessen hatte ich dafür gesorgt, daß seine Eitelkeit auf eine andere Art rege wurde. Ein kostbarer Diamant, den ich zu diesem Behuf von einer Freundin geliehen, und den ich im Munde trug, um die Larve zu halten, fesselte seine Aufmerksamkeit. Er nahm mich, wie ich es gewünscht hatte, für eine vornehme Dame, welche die einfachste Verkleidung gewählt, um ohne vieles Aufsehn ihm sagen zu können, daß er Eindruck auf ihr Herz gemacht habe. Er antwortete galant, und kaum hatten wir unser Fingergespräch einige Minuten fortgesetzt, als er schon um eine geheime Zusammenkunft bat, weil diese Sprache viel zu arm sey, um seine Empfindungen auszudrücken."

"Mit bebenden Fingern gab ich meine Einwilligung. Er reichte mir den Arm, führte mich schweigend aus dem Saale, und ließ mich in eine Sänfte steigen,

die er zu Fuße begleitete. Ich zitterte wie ein Espenlaub, ein Fieberfrost durchschauerte meinen Körper; ich mußte den Stolz zu Hülfe rufen, da der Muth mich verließ. Der Gedanke, wie schwer es der treuen Gattin sey, ihm einen zärtlichen Blick zu entlocken, und wie leicht mir dagegen mein Sieg in Gestalt einer Buhlerin geworden, gab mir neue Kräfte; ich stieg ziemlich gefaßt aus der Sänfte, als sie in der nächsten Straße vor einem mir unbekannten Hause hielt, und folgte meinem Türken über einen langen, schwach erleuchteten Gang in ein Zimmer, dessen Thüre er sogleich verschloß."

"Nun war der entscheidende Augenblick gekommen — er zog seine Maske ab — und — denkt euch mein starres Entsetzen! — es war nicht mein Mann! — Ein berüchtigter Wollüstling, den ich zuweilen in unserm Hause gesehen, und dessen Umgang mit meinem Gatten ich oft verwünscht hatte, eilte mit ausge-

breiteten Armen auf mich zu. Ich stieß einen lauten Schrei aus, und sank zurück in einen Sessel. Der Diamant, der meine Larve hielt, fiel mir aus dem Munde, die Larve mit ihm, und der junge Mensch erstaunte eben so sehr über meinen unvermutheten Anblick, als ich vor dem seinigen mich entsetzte."

„Allein — mit einem Glücksjäger — in einem verdächtigen Hause, glaubte ich in diesem unseligen Augenblicke nicht, daß meine Beschämung noch höher steigen könnte, und doch war das Maaß meines Unglücks noch nicht voll — denn ach! mein Mann befand sich wirklich mit mir in dem nämlichen Hause — Zimmer an Zimmer — in Gesellschaft einer elenden Dirne. Mein klägliches Geschrei lockte ihn herbei, vielleicht erkannte er auch meine Stimme; er sprengte die Thüre mit einem Fußtritt — da stand er plötzlich vor mir — wir Alle sprachlos — seine Lippen bebten — sein Auge rollte

fürchterlich — ich war halb todt — ich konnte kein Wort zu meiner Vertheidigung hervorbringen — so muß einem Menschen zu Muthe seyn, der in einem todtenähnlichen Schlummer liegt, und hört, daß man ihn begraben will, und doch keinen Finger rühren kann, um ein Lebenszeichen von sich zu geben."

„Mein Mann faßte sich zuerst, wenn ich das Fassung nennen darf. Er ergriff mich unsanft beim Arme, schleppte mich näher zum Lichte, sah mir starr ins Gesicht, mit der blassen Miene der Wuth, und dem Lächeln der Verachtung — o! ich werde jenen schrecklichen Blick nie vergessen! — Kaum hörbar stammelte er die Worte: Madam, Sie verpfuschen Ihr Handwerk, man muß in diesem Hause nicht so laut schreien. — Darauf schleuderte er meinen Arm von sich, machte dem Türken eine höhnische Verbeugung, bat ihn, Sorge für mich zu tragen, und gieng."

„Als er fort war, brach ich in Thränen aus. Ich wollte reden, aber das Schluchzen erstickte meine Worte. Der junge Mensch, der freilich nicht glauben konnte, ich sey hieher gekommen, um meinem Manne ein Rendezvous zu geben, begriff dennoch aus meiner Bestürzung, daß ich mich in der Person geirrt haben müsse. Er drückte mir die Hand, beneidete den Glücklichen, dem ich meine Gunstbezeugungen zugedacht, wünschte, daß die Liebe ihm den Platz einräumen möge, auf den ein glücklicher Zufall ihn gestellt, und versicherte mich, er sey ein Mann von Ehre."

„Jedes seiner Worte war mir ein Dolchstoß! Ich fühlte, daß ich ihn selbst berechtigt hatte, so mit mir zu reden; ich sollte zürnen, und konnte nur klagen; der Stolz einer nun verdächtig gewordenen Tugend hatte mich verlassen. Ich riß mich los, und beschwor ihn, mir zu sagen, wie er zu dieser Kleidung

gekommen? — Befremdet über die dringende Art, mit welcher ich diese Frage that, versetzte er: ich habe sie von einem Maskenhändler gemiethet. — Wo? In der Straße St. Honore. — Aber diese Maske war bereits einem Andern versprochen! — Wem? Meinem Manne. —

„Um Verzeihung, Madam, ich war der erste, der sie bestellte. Zwar habe ich erfahren, daß nachher ein Streit darüber entstanden, indem ein Ladendiener, in Abwesenheit seines Herrn, sie zum zweiten Male vermiethete, ich weiß nicht an wen; aber meine ältern Rechte giengen vor.“

„Nun sah ich, welche Schlinge ich mir selbst gelegt, in welchen Abgrund ich mich muthwillig gestürzt hatte. Mein Schmerz schien selbst den Wollüstling zu rühren, er trat in die Schranken der Ehrerbietung zurück, verschaffte mir einen Miethwagen, hob mich hinein, und überließ mich meinem Elend und Raube.“

„Ach! ich wähnte mich schon unglück-lich vor wenigen Stunden! und doch ver-ließ ich mein Haus mit der frohen Er-wartung, es an der Hand eines gebes-serten, beschämten Gatten, in der Wür-de eines unbescholtenen Rufs und dem Glück erneuerter Liebe wieder zu betre-ten. Was war ich nun? eine dem Schei-ne nach überwiesene Verbrecherin, die zitternd ihres Mannes Wagens vor die Thüre rollen, zitternd ihn an ihrem Schlaf-zimmer vorüber gehen hörte.“

„Als die Leute im Hause zu Bette waren, wagte ich es, leise an sein Zim-mer zu schleichen. Er gieng mit starken Schritten auf und nieder. Ich wollte die Thüre öffnen, sie war verschlossen. Ich bat mit sanfter Stimme, mich einzu-lassen, und erhielt keine Antwort. Ich kniete auf der Schwelle, und flehte län-ger als eine Stunde nur um Eine Mi-nute Gehör, aber vergebens! er blieb stumm, und ich hörte ihn endlich in sein

Cabinet gehen, um nicht länger durch mein Bitten belästiget zu werden."

„Ich wankte trostlos zurück in mein Zimmer, und wandte den übrigen Theil der Nacht dazu an, die ganze Begebenheit schmucklos und der reinsten Wahrheit gemäß, in einen Brief zu fassen, den ich mit anbrechendem Morgen zu ihm sandte. Er kam unerbrochen zurück. Ich überwand den Widerwillen, den ich immer gegen Vertraulichkeiten mit Dienstbothen gehabt; ich riß das Siegel selbst von meinem Briefe, und sandte ihn zum zweiten Male offen durch mein Kammermädchen hinüber. Sie blieb lange aus. Ich war eine halbe Stunde in der bangsten Erwartung. Endlich kam sie, und überreichte mir ein versiegeltes Paket, das ich bebend und hastig öffnete. Ich fand darin meinen Schmuck, den er in Verwahrung gehabt, eine Anweisung auf einen Jahrgehalt von 2000 Livres und ein Billet folgendes Inhalts:

Ihre Mährchen sind wohl ersonnen, aber ich kenne Welt und Weiber. Der gestrige Abend hat uns auf ewig getrennt, Sie sehen mich nie wieder. Bei folgende Anweisung wird sie vor Mangel schützen, doch wagen Sie nicht, dem Kinde, mit dem sie schwanger gehen, meinen Namen beizulegen, und ihn dadurch zu entehren. Ich wünsche, daß Sie mein Haus noch heute verlassen. Den Scheidebrief werde ich bewirken, und Ihnen eine Abschrift davon mittheilen." —

„Das war zu viel! — so sprach der Schuldige zu der Unschuldigen, die sich höchstens eine Unbesonnenheit vorzurücken hatte. Mein Stolz erwachte — Das Gefühl meiner unbefleckten Ehre trocknete meine Thränen. Ich sandte die Anweisung auf das Jahrgehalt zurück, und

verließ sein Haus, wo treue Liebe so unverdiente Schmach erlitt. Von aller Welt verlassen, mit einem zu Grunde gerichteten Rufe, floh ich nach Holland zu einem wackern, aber dürftigen Oheim, der kinderlos sein geringes Einkommen mit mir theilte. Dort gebahr ich einen kränklichen Knaben, dessen Asche diese Urne deckt. Dort lernte ich auch euern Vater kennen, dessen Gunst ich, ohne es zu wollen, gewann. Das hohe Alter meines Oheims, der Wunsch, meinem Philipp einen Versorger zu geben, bestimmten mich, seine Gattin zu werden, so ungleich auch unsere Denkungsart mir schon damals schien. Der Himmel entriß mir bald den theuern Knaben, für den diese mütterliche Aufopferung mir nicht zu schwer wurde, aber er belohnte mich durch eure Geburt. — Geliebte Töchter, eure Thränen thun mir wohl. — Laßt mein Beispiel euch warnen! — Heirathet nicht zu früh! — Prüfet, ehe ihr

wählt; und seyd ihr dennoch betrogen: so duldet im Stillen!" —

Hier schwieg Frau von Birkenhayn, und lehnte sich erschöpft an die Urne. Babet und Lottchen sahen vor sich nieder, in ihren Augen glänzten Thränen, es herrschte einige Minuten lang eine dumpfe Stille. Endlich wandte sich Babet, um ihrer Mutter Hand an ihre Lippen zu drücken; da warf sie einen Blick auf Philibert, der ein wenig hinterwärts an der Urne seinen Platz genommen hatte, und schrie laut auf! — Der Greis lag ohnmächtig am Boden, seine Hände hatten krampfhaft das Piedestal umfaßt.

Die Damen sprangen bestürzt auf. Man glaubte die schwüle Hitze des Tages habe ihn ohnmächtig gemacht, oder ein Schlagfluß ihn getroffen. Es wurden Leute herbeigeholt, man trug ihn ins Schloß, brachte ihn zu Bette, und wandte sorgsam Mittel an, ihn zu erwecken.

Er schlug die Augen auf, erholte sich langsam, und als er wieder stammeln konnte, bat er um Ruhe. Man ließ ihn allein. Abends brachte ihm Fräulein Lottchen selbst eine Suppe. Er dankte gerührt. Sie sah, daß er geweint hatte. Sie wollte ihm Gesellschaft leisten, er verbat es. „Aber morgen früh, sagte sie, darf ich doch die erste seyn, die sich nach Ihrem Befinden erkundigt? — Er lächelte wehmüthig und nickte.

Lottchen kam am andern Morgen leise auf den Zähen geschlichen, sie lauschte lange an der Thüre, es war so stille. Sie meinte, er schliefe noch, sie gieng und kam wieder, endlich trat sie sachte in das Zimmer, es war leer. Sie warf einen Blick auf das Bette, es hatte Niemand darin gelegen. Die Suppe stand noch unangerührt auf dem Tische. Sie wurde bestürzt und eilte zur Mutter. Man suchte im Garten, man suchte auf dem Felde, man lief die Kreuz

und Quer bis Mittag herum, aber vergebens! Niemand hatte ihn gesehn, keiner wußte von ihm.

Endlich erschien ein Knabe aus der nächsten Dorfschenke, der einen Zettel an die Frau von Birkenhayn brachte. Sie las diese Worte von einer zitternden Hand geschrieben:

„An dem Grabe meines im Mutterleibe verstoßenen Kindes schüttelte mich der Tod. Vergieb mir, Adelaide! denn Gott hat strenge Rache an mir geübt. Sterbend noch ist mir der Gedanke ein Labsal, daß ich meinen letzten Bissen Brod aus deiner Hand empfangen habe.“

Philipp Graf v. Guiche.

Frau von Birkenhayn ließ den Zettel fallen, eilte wimmernd hinaus auf die Landstraße, und kam athemlos in das Dorf. Ohne zu fragen stürzte sie in die Stube — ihr Auge flog wild umher — der Greis lag in einer Ecke am Boden

— er war schon todt! Mit einem Stückchen Kreide hatte er mühsam neben sich die Worte gezeichnet:

Ein Grab neben meinem Philipp.

Die geheilte Schwärmerin.

Eine Scene aus der großen Welt.

Der alte Herr von Fels wohnte auf dem Lande, folglich lebte er zufrieden und glücklich. Seine wunderschöne Tochter, Luise, wohnte mit ihm auf dem Lande; folglich war sie unschuldig und gut. Er säte und erndtete, sie kochte und backte. Er gieng auf die Jagd, sie las ein gutes Buch. Doch nein, ich irre: sie las viel und gern in Romanen, in Romanen ist aber nicht immer ein gutes Buch. Auch der beste zaubert den Leser in einer andern Welt, macht das Wohnhaus

seiner

seiner Helden zum Feenschloß, und ihren Küchengarten zum Elysium.

Luise hatte, außer dem Pf rrer, welcher schielte, und dem Gerichtsschreiber, welcher krumme Beine hatte, noch keine Mannspersonen gesehen. Sie begriff aber sehr wohl, daß es noch Mannspersonen geben müsse, welche nicht schielen, und auf graden Beinen einher wandern. Sie hatte sich aus Werther und Tom Jones ein Mittelding zusammengesetzt, schön wie der Morgen, warm wie der Mittag, zärtlich wie der Abend, und belohnend wie die Nacht. Sie hatte dies Geschöpf ihrer jugendlichen Einbildungskraft zu ihrem Liebhaber ernannt, bald nachher machte sie ihren Gatten daraus, und dieser Luftgemahl war immer zärtlich, immer zuvorkommend, immer den Liebhaber spielend; kurz, man sah wohl, daß Luise das Buch über die Ehe nicht gelesen hatte.

In der Nachbarschaft wohnte ein reicher Edelmann von funfzig Jahren, der einen Sohn hatte, welcher zwanzig Jahre jünger war als sein Vater. Der junge Baron Thurm kam von Reisen zurück, hatte an vielen Höfen viel Langeweile erlitten, und sein unverdorbenes Gesicht war glücklicherweise im Strudel der großen Welt immer oben auf geschwommen, wie das Oel, welches der bedrängte Schiffer ins stürmende Meer gießt. Der Fürst des Landes hatte ihm endlich einen Kammerherrn=Schlüssel an die rechte Hüfte gehängt, und er kam nach Hause, um zu versuchen, ob er die Schatzkammer der Natur auch ohne diesen Schlüssel aufschließen könne?

Seine Hoffnungen betrogen ihn dießmal nicht, denn sie waren nicht auf Menschen gebauet, sondern auf sein eignes Herz. Er las und schrieb, jagte und blies auf der Flöte, war gesund und folglich froh.

Eines Tages lag er am Abhang eines Hügels und übersah ein Kornfeld, auf welchem die Schnitter arbeiteten. In der Ferne erblickte er ein schönes schlankes Mädgen, weiß gekleidet, ihr kastanienbraunes Haar ringelte sich unter dem Strohhut hervor; sie stand und sah den Arbeitern zu. Der junge Baron lag und sah ihr zu, und hätte viel darum gegeben, wenn ein Windstoß ihr den Strohhut vom Kopf genommen hätte, weil er aus dem schönen braunen Haar auf ein paar schöne braune Augen schloß, und weil solche Augen ihm nicht gleichgültig waren.

Jetzt verwundete eine alte Bäuerin sich mit der Sichel im Fuße, ihr Blut strömte, und sie fiel ohnmächtig nieder. Rasch lief das schlanke Mädgen hin zu ihr, bückte sich, wusch die Wunde aus ihrem Riechfläschgen, verband sie mit ihrem Schnupftuch, und geleitete dann die Alte selbst in eine nahe Hütte. Der

junge Kammerherr, der in diesem Augenblicke nichts weniger als Kammerherr war, stützte den halben Leib auf die linke Hand, hielt die rechte über die Augen, und sah ihr nach, bis der letzte Zipfel ihres weißen Gewandes in der Hüttenthür verschwand. Nun merkte er erst, daß sein Herz klopfte, und seine Wange glühte. Er sprang auf, lief hinab zu den Schnittern, und fragte: „Lieben Leute, wer war das hübsche Mädgen, das hier bey euch stand, und der alten Frau Hülfe leistete?“

„Fräulein Luisgen,“ sagte ein Greis, und zog seine Mütze ab.

„Laß die Mütze sitzen, alter Graukopf.“

„Ich entblöße immer mein Haupt, „wenn ich Fräulein Luisgen nenne, denn „sie ist fromm und gut.“

Nun gab es Frag und Antwort, der Greis wurde geschwätzig, und der Jüngling erfuhr endlich — daß er halb und

halb verliebt sey. Am andern Tage in aller Frühe, als Luise noch im Negligee war, erschien ein schmucker Reuter vor ihrer Thür. Er stieg ab, umarmte ihren Vater, küßte ihr die Hand, sprach wenig von Vielem, blickte oft in die schönen braunen Augen, und da zum Unglück kein Strohhut das sanfte Licht dieser Augen brach, so ritt er wieder weg kränker als er gekommen war. Er ritt den ganzen Tag, und wunderte sich über den langen Weg, und merkte gegen Abend, daß er dreymal um sein Schloß herumgeritten sey. Nun war es klar, daß er eine tiefere Wunde im Herzen trage, als die Bäuerin im Fuße.

Er ritt daher am andern Morgen den kürzesten Weg zu Luisen, und wählte den kürzesten Weg seine süße Qual zu endigen, das heißt, er sprach zum Vater: „Wollen Sie mir Ihre schöne Tochter „zur Frau geben?“

Der Vater sagte Ja, denn der reiche Baron besaß alles, was einem Vater gefällt; und die Tochter sagte auch Ja, denn der schöne Jüngling trug eine Gestalt, welche den Töchtern behagt. Wenig Wochen nachher sagten die jungen Leute Ja vor einem Priester, und wenig Wochen nachher zogen sie in die Residenz, um den Winter daselbst zuzubringen.

Ganz unähnlich fand Luise ihren Gemahl nicht dem Luftbild, welches sie seit dem vierzehnten Jahre mit sich herumtrug; aber auch nicht ganz ähnlich. Er war ein gesetzter Mann, der nie schwärmte, selten tändelte und herzlich liebte. „Um meine Frau glücklich zu machen, „sprach er zu sich selbst," „muß ich da„mit anfangen, ihr Freund zu seyn; „ich muß ihr Vertrauen gewinnen, „denn ein Mann, der Furcht er„weckt, will betrogen seyn, und ist es „gewöhnlich. Ich darf nie den Liebhaber „spielen, denn mit einem Liebhaber geht

„man nie aufrichtig um. Freundlich, ge-
„fällig, aufmerksam, zärtlich; aber nie
„überlästig, nie leidenschaftlich oder miß-
„trauisch; das sind die Eigenschaften ei-
„nes liebenswürdigen Gatten."

So lautete sein Selbstgespräch, und
wie das ihrige?

„Es ist doch sonderbar, ich bin jung
„und schön, und mein Mann liebt mich
„nicht. Der ruhige Besitz hat ihn kalt
„gemacht. Hab' ich Gesellschaft, so läßt
„er mich allein. Will ich ausfahren, so
„hat er nie Etwas dagegen einzuwen-
„den. Komm' ich nach Hause, so em-
„pfängt er mich freundlich, und frägt
„nicht einmal: Wo kommen Sie her?
„— Ich will seine Liebe prüfen, ich will
„ihn eifersüchtig machen. O ihr Män-
„ner! um euch immer zu gefallen, muß
„man euch quälen. Man sey zärtlich,
„treu, zuvorkommend, so wird man ver-
„nachlässigt. Ein gleichförmiges Glück
„macht euch Langeweile. Ohne Wider-

„stand kein Vergnügen. Launen, Ko„ketterie, Flatterhaftigkeit; das ist die „Würze, die euren verwöhnten Gaum „reizt. Wohlan, mein Herr Baron, ich „bin Ihnen herzlich gut, aber ich will „anfangen, Sie daran zweifeln zu las„sen. Wir wollen sehen, ob wir Ihnen „nicht die unausstehliche Ruhe benehmen „können, die einen ewigen Frühling auf „Ihr Gesicht zaubert.

Gesagt, gethan. Luise stürzte sich in einen Wirbel von Zerstreuungen, sie spielte die Kokette, zwar ziemlich schlecht, aber sie spielte sie doch. Sie lieh Allem, was sie that, den Anstrich des Geheimnisses, gab und empfieng Besuche ohne ihren Mann.

„Da haben wirs! sagte der Baron, „meine Frau ist ein Weib wie alle an„dere. Eine Ehe von vier Monaten macht „ihr Langeweile. Lasse ich sie merken, „daß ich verliebt in sie bin, so mache „ich mich noch obendrein lächerlich. Ich

„muß mich verstellen und schweigen.
„Sanftmuth und Gefälligkeit gewinnen
„zwar nicht immer Herzen, aber Klagen
„und Vorwürfe nie.“ Er schwieg, verbannte jeden Schein von Zwang, und verdoppelte seine zuvorkommende Aufmerksamkeit.

Luise wurde ungeduldig. „Mein Gott! sagte sie, „ich mag thun, was ich will,
„dieser Mensch wird mich nie lieben. Er
„schläft noch immer ruhig, er ißt und
„trinkt gut, nichts stört seinen Gleichsinn. Soll ich mein Leben mit einer
„Marmorbüste vertrauen, die weder
„lieben noch hassen kann? — Nein,
„Amor und Hymen vertragen sich nicht,
„Freyheit ist die Mutter der Liebe! —
„Mein Gemahl ist ein Biedermann,
„das gesteh ich gern; aber wenn ein Biedermann Langeweile macht, was soll
„man thun?“

So vergiftete Schwärmerey dieß junge Herz, und die verpestete Hofluft that

das übrige. Luise wurde mürrisch, launisch, kalt gegen die Freunde ihres Mannes, und bitter gegen ihn selbst.

„Sie liebt mich nicht! rief der junge Baron schmerzvoll, wenn ich fortfahre sie mit meiner Zärtlichkeit zu quälen, so wird sie mich endlich hassen. „Luise mich hassen! da sey Gott für!"

„Madam, sagte er eines Abends „zu ihr, wir leben nicht glücklich mit„einander."

Luise. So scheint es.

Der Baron. Ich frage nicht warum? Das Herz hat selten Gründe.

Luise. (bitter) Vortrefflich!

Der Baron. Sie gaben mir Ihre Hand, ohne mich zu kennen, das ist zum Theil meine Schuld.

Luise. Sehr großmüthig.

Der Baron. Ich will mich dafür bestrafen, ich will mich selbst aus Ihrer Gegenwart verbannen. Sie bewohnen

Ihren Flügel, und ich den meinigen; wir werden uns selten sehen.

Luise. (mit unterdrückten Thränen) Nach Ihrem Gefallen.

Der Baron. Ich habe Vertrauen zu Ihnen, ich fodere nichts, als was Wohlstand, Erziehung und Ihr eignes Herz Ihnen vorschreiben.

Luise. Gewährt, mein Herr.

Der Baron. Sie haben von diesem Augenblicke an Ihre eigne Tafel, Bedienung, Equipage —

Luise. Ich nehme es mit Dank an.

Der Baron. Leben Sie wohl.

Er sagte die letzten Worte mit erstickter Wehmuth. Er öffnete die Thür, und sah sich noch einmal um. Auf Luisens Wange glühten Stolz und Liebe. Die Liebe wollte reden, der Stolz haschte ihr das Wort vom Munde. Sie schwieg, und der Baron gieng, verschloß sich in sein Zimmer und weinte. Ueber seinem Ruhebette hieng ein Gemählde

von Darbes, seine Frau in der weißen Tracht mit dem Strohhute, wie er sie zum erstenmale sah. Dieß Bild war von nun an seine einzige Gesellschaft, ihm vertraute er seinen Kummer, ihm klagte er seine Leiden.

Luise machte indessen Gebrauch von ihrer Freyheit. Sie sammelte einen glänzenden Hof um sich her, sie gab Souper, Ball, Konzert; Alles, was auf guten Ton Anspruch machte, drängte sich in ihren Zirkel. Natürlich fehlte es einem jungen schönen Weibe von siebenzehn Jahren auch nicht an Bewunderern. Hundert Schmetterlinge flatterten um die Rose, die nur von den wohlthätigen Dornen der Unschuld vertheidigt wurde.

Jetzt erschien der junge Graf Lalli, der furchtbarste Stutzer des Hofes. Es war entschieden, daß Niemand ihm widerstehen konnte, und die Damen ersparten sich die vergebliche Mühe. Er war schön wie der Morgen, voll Anstand und

Grazie. Er sprach wenig aber gut. Blick und Stimme gaben den geringfügigsten Dingen in seinem Munde einen Werth. Er war ein Geck; aber er verstand die Kunst, mit Anstand ein Geck zu seyn. Bescheidner Stolz thronte auf seiner Stirn. Er entschied über Alles, doch immer mit wenigen sanften Worten. Widerspruch hörte er gefällig, ein Lächeln warg ewöhnlich seine ganze Antwort. Nie bestritt er eine fremde Meynung, nie gab er sich die Mühe von der seinigen einen Grund anzugeben. Mit einem hohen Begriff von sich selbst, verband er die höflichste Aufmerksamkeit für andere.

So hatte er sich, ohne recht zu wissen wie, zum Orakel aller Gesellschaften gemacht. Man wählte kein neues Kleid, keine Farbe eines Wagens, ohne seinen Geschmack zu Rathe zu ziehen. Das ist artig, das ist hübsch, waren kostbare Worte aus seinem Munde, und sein Schweigen ein Verdammungsur-

theil. Eben so stempelte sein Beyfall auch Schönheit, Talent, Witz und Geist. Die Dame, die er mit seiner Aufmerksamkeit beehrte, war von dem Augenblick in der Mode, und jeder Nebenbuhler trat schüchtern zurück.

Arme Luise! Genug, und mehr als genug, für ein unerfahrnes Herz, für ein Weib, das mit seinem Gatten unzufrieden ist.

Sie staunte über seine Schönheit, mehr noch über seine Bescheidenheit. Ehrfurchtsvoll trat er herein, und setzte sich auf den untersten Platz. Aber sogleich flogen alle Blicke nach ihm, und lustwandelten auf ihn herum. Seine Kleidung war ein Muster des Geschmacks, die jungen Herren rings umher studirten sie aufmerksam. Spitzen, Stickerey, Degengefäß, Alles ward begafft, und die Namen der Kaufleute, deren Kundmann er war, und der Handwerker, die für ihn arbeiteten, sorgfältig aufgeschrieben.

„Sonderbar! ruft man aus; nur Er „hat diese Muster, diese Farben —"

„Die Industrie, erwiedert Lalli bescheiden, ist so hoch gestiegen, daß dem „Geschmack nur die kleine Mühe übrig „bleibt, sie zu beschäftigen."

Die ganze Gesellschaft glaubt, Graf Lalli habe etwas tief durchdachtes gesagt. Er glaubt es selbst, und nimmt eine Prise Taback. Seine Dose erregt neues Staunen. Sie war indessen nur von einem jungen Künstler, dem Lalli empor helfen wollte. Man verlangte von Allem die Preise zu wissen; er lächelte und, wußte sie nicht. Man flüsterte und nannte die Dame, die seine Ausgaben besorgte.

„Ich bin beschämt, gnädige Frau „rannte er Luisen ins Ohr, daß diese „Kleinigkeiten eine Aufmerksamkeit be„schäftigen, welche sich auf einen weit „interessantern Gegenstand concentriren „sollte. Ich muß hören, ich muß reden

„indessen ich blos zu sehen wünsche. Nie „hat meine Gefälligkeit mich mehr geko„stet, und ich hoffe, Sie werden mir „erlauben, mich dafür in einem ruhigern „Augenblicke schadlos zu halten.“

„Ein Mann wie Graf Lalli ist im„mer willkommen,“ antwortete Luise erröthend, und dieß Erröthen, und das zärtliche Lächeln, mit welchem Graf Lalli eine ehrfurchtsvolle Verbeugung begleitete ließen die flüsternde Gesellschaft vermuthen, daß die Intrigue so gut als geknüpft sey. Luise, welche einige Worte ins Ohr gerannt für nichts Böses hielt, und nichts weniger als ein Rendezvous gegeben zu haben glaubte, wurde nicht einmal gewahr, daß die Weiber sich gewisse Blicke zuwarfen, und die Männer sich kleine Spöttereyen entschlüpfen ließen.

Aber Lalli gieng, und Luise ward zerstreut. Man lenkte das Gespräch auf ihn, selbst seine Nebenbuhler und Luisens Nebenbuhlerinnen

benbuhlerinnen sprachen zu seinem Lobe. Von zwanzig Frauen, deren Gunst er besessen, hatte keine sich über ihn zu beklagen. Luisen entschlüpfte kein Wort. „Zwanzig Frauen! wiederholte sie bey „sich selbst, das ist viel! aber was Wun„der! er sucht Eine, die ihn auf immer „fesseln könne, und selbst einer beständi„gen Leidenschaft fähig sey."

Der Morgen kam, man erwartete ihn, man wurde unruhig, er kam nicht; man hatte Laune, er schrieb, man las sein Billet, und die Laune verschwand. Er war in Verzweiflung die schönsten Augenblicke seines Lebens verlieren zu müssen — Ueberlästige belagerten ihn — er konnte nicht entwischen — denn diese Ueberlästigen waren wie gewöhnlich Leute von Stande — aber er bat dringend um Erlaubniß, am andern Morgen recht früh kommen zu dürfen, um u. s. w.

Der Abend kam. Luise empfieng ihre Gesellschaft mit Kälte, man bemerkte es, und errieth die Ursache.

„Graf Lalli wird heute nicht hier „seyn," hub die geschminkte Baronesse A. an, „er speist auf dem kleinen Land„hause der Gräfin B.

Luise erblaßte. „Ich will den Treu„losen nie wiedersehen," sprach sie zu sich selbst. — „Aber warum nicht? — „wer weiß, ob nicht Bosheit oder Ei„fersucht aus den geschminkten Lippen „der Baronesse A. sprechen? — Und „was wage ich am Ende dabey ihn noch „Einmal zu sehn? — muß ich ihn nicht „hören, bevor ich ihn verdamme?"

Der Morgen kam. Luise saß an ihrer Toilette. Lalli trat herein wie ein Polisson, aber wie der artigste Polisson von der Welt. Luise erschrack, einen Menschen, den sie kaum kannte, im nachlässigsten Negligee erscheinen zu sehn, und hätte er ihr Zeit gelassen, vielleicht wä-

re sie böse geworden. Aber er sagte ihr in einem Athem so viele schöne Dinge über ihre frische Farbe, ihr schönes Haar u. s. w. daß sie nicht den Muth hatte zu zürnen.

Das kleine Landhaus der Gräfin B. fiel ihr wieder ein, aber es wäre unschicklich gewesen, jetzt schon Eifersucht merken zu lassen, und ein Vorwurf konnte sie verrathen. Sie begnügte sich, nachlässig zu fragen: wo er seinen Abend zugebracht habe?

„Wo? versetzte Graf Lalli; weiß ich „es selbst? O wie ermüdend ist die gro„ße Welt! Selig, der von Allen ver„gessen wird, und Alles vergißt, um nur „für sich und die Liebe zu leben. Glau„ben Sie mir, gnädige Frau, wenn „Ruhe und Freyheit Ihnen lieb sind, „retten Sie sich aus dem Wirbel, der „Sie umgiebt. Wozu alle die Schmet„terlinge, die Ihnen den Hof machen? „Ein Jeder schmeichelt sich mit Ihrer

„Eroberung. Oder haben Sie vielleicht „schon eine Wahl getroffen?“

Lallis unbefangene Vertraulichkeit hatte Luisen gleich etwas verwirrt, die letzte Frage machte sie vollends stumm. Lalli wurde es gewahr. „Ich war vielleicht unbescheiden — fuhr er fort.

„Keineswegs, erwiederte Luise sanft; „ich habe keine Geheimnisse. Das Flat„tern der jungen Herren belustigt mich, „aber keiner von ihnen scheint mir einer „ernsthaftern Neigung werth.“

Lalli fand ihr Urtheil zu strenge, und sprach mit Nachsicht von seinen Nebenbuhlern. „Herr von C. zum Beyspiel, „sagte er, könnte liebenswürdig seyn; „er hat wenig Kenntnisse, und das ist „Schade, denn er spricht artig genug „von Dingen, die er nicht versteht, und „das beweist, daß mit ein wenig Mut„terwitz man die Kenntnisse leicht ent„behren kann. Herr von D. ist ein „Etourdi, aber wenn eine Frau von Welt

„sich die Mühe nimmt, das erste Ju-
„gendfeuer zu dämpfen, so kann Et-
„was aus ihm werden. Der Major E.
„ist ein Mann von Empfindung, und
„ich glaube, seine naife Dummheit wür-
„de mir gefallen, wenn ich ein Frauen-
„zimmer wäre. Das ist eine Beute für
„die Schlingen irgend einer Kokette. Der
„Kammerjunker F. ist ein eingebildeter
„Geck, aber lassen Sie ihn nur erst fünf-
„oder sechsmal aus dem Korbe gesto-
„chen seyn, und Sie werden erstaunen
„über seine Bescheidenheit. Indessen sind
„alle diese Herren vor der Hand nicht
„Ihre Sache, und doch sind Sie frey —
„Was machen Sie mit dieser Frey-
„heit?"

Luise. Ich suche sie zu genießen.

Der Graf. Possen! man genießt seine Freyheit nur in dem Augenblicke, da man darauf Verzicht thut. Sie sind jung und schön, wenn Sie Ihr Herz nicht bald verschenken, so verschenkt es

sich selbst. Aber die Wahl ist freylich wichtig. Sie werden lieben, wo nicht, so werden Sie doch geliebt werden, das ist sehr natürlich. Aber in Ihrem Alter muß man einen Liebhaber wählen, der zugleich Rathgeber nnd Freund sey; einen Mann von Welt, der Sie vor Gefahren warne —

Luise (mit einem höhnischen Lächeln). Einen Mann, zum Beyspiel wie Sie, Herr Graf —

Der Graf. Wahrhaftig ja! mit mir würden Sie nicht übel fahren; und wäre ich nicht so belagert, wüßte ich mich loszuwinden —

Luise. Thun Sie das nicht, es würde Ihnen zu viele Opfer kosten, und mir zu viele Feinde machen.

Der Graf. (kalt) Opfer, gnädige Frau? keinesweges! ich werde Ihnen nie etwas aufopfern. Verlassen, was man wenig achtet, und erringen, was man feurig wünscht, ist kein Opfer. Was

die Feinde betrifft, so kümmert das wenig, wenn man Verstand und Muth hat sich selbst zu leben.

Luise. Man ist furchtsam in meinem Älter. Und wäre es auch nur die Verzweiflung einer Gräfin B., vor welcher ich zittern müßte —

Der Graf. (ohne im geringsten betroffen zu seyn) Gräfin B? Die Gräfin B. ist eine gute vernünftige Frau, die gar nicht verzweifeln wird. Ich merkte wohl, daß man geschäftig gewesen ist. Wohlan, hier ist meine Geschichte mit ihr. Die Gräfinn ist im Herbst ihres Lebens. Um von der großen Welt nicht vergessen zu werden, hat sie mich gebeten, ihr einige Aufmerksamkeiten zu bezeigen. Es wäre unartig gewesen ihr das abzuschlagen. Um unsern Rendezvous mehr Glanz zu geben, hat sie ein kleines Landhaus gekauft. Ich habe ihr genug vorgestellt, daß es nicht der Mühe werth sey, und daß ich ihr höchstens einen Monat

zugestehen könne. Ohne mein Wissen und Willen ist das kleine Landhaus sehr zierlich möblirt worden, und — die Hauptsache — ich habe versprechen müssen, mit der Mine des Geheimnisses dort zu soupiren. Das geschah gestern Abend. Um den geheimnißvollen Schleyer noch dichter zu weben, hatte die Gräfin nicht mehr als fünf oder sechs von ihren Freundinnen eingeladen, und mir nicht mehr als fünf oder sechs von meinen Freunden mitzubringen erlaubt. Ich gieng also hin, that als amüsire ich mich herrlich, war galant, zärtlich, kühn — kurz, ich ließ die Gäste wegfahren, und verließ die Wirthin erst eine halbe Stunde nachher. Das war, glaube ich, alles, was der Wohlstand erheischte. Auch schien die Gräfin entzückt, und ist nun wieder für ein ganzes Jahr sicher, einen glänzenden Zirkel um sich zu sehn. Gestehen Sie gnädige Frau, daß ich diese Dame jetzt verlassen darf, ohne Vorwürfe zu

fürchten. Schließen Sie daraus auf meine Art mich zu benehmen. Der Ruf eines Frauenzimmers ist mir so lieb als mein eigner; noch mehr, ich opfere ihm mit Vergnügen meine eigene Eitelkeit. Das größte Unglück für eine Dame von Welt ist, verlassen zu werden. Ich verlasse nie, ich weiß es immer so einzurichten, daß man mich verläßt. Dann stelle ich mich untröstlich, und ich habe mich sogar zuweilen drey Tage lang eingeschlossen, blos um der Dame allein die Ehre des Bruchs zu vergewissern. Sie sehen, schöne Luise, daß nicht alle Männer so bös sind, als man sie ausschreyt, und daß es noch Grundsätze und gute Sitten unter uns giebt.

Luise, welche hier weder den Werther noch den Tom Jones reden hörte, fiel aus ihren Wolkenschlössern unsanft zur Erde. „Wie, mein Herr? sagte sie; „das nennt man Grundsätze und gute „Sitten?“

Der Graf. Allerdings, gnädige Frau; aber man findet das selten, und die vorzügliche Achtung, in welcher ich stehe, ist eben keine Empfehlung für unsere jungen Leute. Auf Ehre! je mehr ich daran denke, je mehr wünschte ich um Ihres eigenen Vortheils willen, Sie wählten einen Menschen wie mich.

Luise. (spöttelnd) Gewiß! Sie würden meinen Ruf schonen; Sie würden, sobald der Ueberdruß sich einstellte, mir die Ehre des Bruchs gönnen —

Der Graf. Sie scherzen. Aber wenn ich Ihnen sage, daß Sie eines denkenden Mannes werth sind, der Herz und Geist zu schätzen weiß, so ist das kein Scherz. Ihr Herr Gemahl ist ein recht guter Mensch, aber, mein Gott! er hat kein Gefühl für Ihre Reize. Und überhaupt weiß man ja wohl, daß eine Frau sich nicht die Mühe nimmt, bis auf einen gewissen Grad liebenswürdig für ihren Mann zu seyn; der Wunsch,

ihm zu gefallen, ist nie lebhaft genug. Glücklicherweise ist der Baron so vernünftig, Ihnen keinen Zwang anzuthun, eine Gefälligkeit, die Sie wenig verdienen würden, wenn Sie die kostbarste Zeit Ihres Lebens in unthätiger Zerstreuung verlöhren.

Luise. Wir denken verschieden, Herr Graf. Meine Wahl — wenn ich anders je wählen sollte — würde mir nur dann verzeihlich scheinen, wenn eine wahre, dauerhafte Neigung —

Der Graf. Wie, Luise? Beständigkeit in Ihrem Alter? — Wahrhaftig, wenn ich das glaubte, ich wäre fähig eine Thorheit zu begehen.

Luise. Und die wäre?

Der Graf. Mich in allem Ernst zu verlieben.

Luise. (spöttisch) Wirklich? Sie hätten den Muth?

Der Graf. Ich sage Ihnen, ich bin herzlich bang dafür.

Luise. Die sonderbarste Liebeserklärung von der Welt.

Der Graf. Sie ist albern, ich fühle es wohl. Aber Sie müssen mir verzeihen, es ist die Erste in meinem Leben.

Luise. Die Erste?

Der Graf. Ja, gnädige Frau, bis jetzt war man immer so gütig mir zuvorzukommen. Aber ich fühle wohl, daß ich alt werde.

Luise. (lachend) Wohlan mein Herr, ich verzeihe Ihnen um der Seltenheit willen.

Der Graf. Wahrhaftig? ich darf Sie lieben? und darf hoffen geliebt zu werden?

Luise. Halt! halt! so weit sind wir noch nicht. Die Zeit muß lehren, ob Sie es verdienen.

Der Graf. Wie? — im Ernst? — sehen Sie mich an.

Luise. Nun? ich sehe Sie an.

Der Graf. Und Sie lachen nicht?

Luise. Worüber?

Der Graf. Ueber Ihre drollige Antwort. Halten Sie mich für ein Kind?

Luise. Mich dünkt, meine Antwort war sehr vernünftig.

Der Graf. Haben Sie mir denn ein téte á téte zugestanden, um Vernunftschlüsse zu machen?

Luise. Ich habe nicht gewußt, daß man Zeugen einladen muß, wenn man vernünftig reden will. Auch weiß ich nicht, ob Sie über mein Benehmen klagen dürfen. Ich gestehe Ihnen zu, daß Sie mit einer interessanten Gestalt Geist und Grazie verbinden —

Der Graf. Sehr gütig.

Luise. Aber das ist noch nicht genug, um mein Vertrauen zu gewinnen, und meine Neigung zu fesseln.

Der Graf. (lächelnd) Noch nicht genug? und was bedarf es denn mehr?

Luise. Eine tiefere Kenntniß Ihres Charakters, eine innigere Ueberzeugung von Ihrer Liebe. Ich verspreche nichts, ich versage nichts; Sie dürfen Alles hoffen, aber nichts begehren. Wenn das Ihnen gnügt —

Der Graf. Um Ihre Liebe zu verdienen, schöne Luise, ist freylich kein Opfer zu groß. Aber im Ernst, können Sie verlangen, daß ich Allem entsagen soll, um des Glückes einer ungewissen Zukunft willen? — Sie wissen — ohne Prahlerey sey es gesagt — daß ich überall gesucht werde. Sey es Geschmack, sey es Laune, gleichviel! Genug es ist so, ich bin nun einmal in der Mode; aber ich bin es müde, die Modepuppe zu spielen. Lange schon suchte ich einen Gegenstand, der mich fesseln könne, ich habe ihn gefunden, und mit Freuden will ich vergessen, daß Amor Flügel hat, sobald ich von heute an gewiß bin, daß ich nicht vergebens seufze. — Sie wollen Zeit?

Ueberlegung? Wohlan, ich gebe Ihnen vier und zwanzig Stunden, und hoffe, Sie werden mit mir zufrieden seyn, denn noch nie gab ich so viel.

Luise. Ich sehe wohl, daß meine Langsamkeit und Ihre Ungeduld sich nicht vertragen werden. Ich bin jung, und habe Gefühl; aber weder Jugend noch Gefühl sollen mich zu einer Unbesonnenheit verleiten. Nur Proben einer wahren Liebe, Zeit, Gewohnheit Zutrauen und Achtung können meine Wahl entscheiden.

Der Graf. Aber, gnädige Frau, glauben Sie denn im Ernst, daß Sie einen liebenswürdigen Mann finden werden, der nichts bessers zu thun hat, als den Meilen langen Faden einer Intrigue zu spinnen? und Sie selbst, wollen Sie sich so lange fragen: soll ich lieben oder nicht? bis die schönen Tage Ihres Frühlings verstrichen sind?

Luise. Ich weiß nicht, ob ich jemals lieben, und wie viel Zeit ich dazu brauchen werde? aber diese Zeit wird nie verlohren seyn, wenn sie mir Reue erspart.

Der Graf. Ich bewundere Sie, gnädige Frau, wahrhaftig, ich bewundere Sie. Aber ich habe nicht die Ehre zu den alten Rittern der Tafelrunde zu gehören, und ich kam wahrlich nicht so früh hieher, um den Plan eines Romans mit Ihnen zu entwerfen.

Er verbeugte sich und gieng. Luise blieb versteinert.

„Das ist also der Mann, denn die „ganze Welt liebenswürdig nennt? Er „erzeigt mir die Ehre mich artig zu fin„den, und wenn er mich der Beständig„keit fähig glaubte, so würde er die „Thorheit begehen, mich in allem Ernst „zu lieben? aber er hat unmöglich Zeit „meinen Entschluß abzuwarten? in 24 „Stunden soll ich mich erklären? Das

ist

„ist mehr als er jemahls zugestand? —
„O ihr Weiber der großen Welt! wie
„tief laßt ihr euch herabwürdigen!
„— Freue dich, Luise, du hast ihn ken-
„nen lernen. Die größte Erniedrigung
„für eine Frau ist die, einen Gecken zu
„lieben.“

Am nämlichen Abend, nach der Oper, versammelte sich die schöne Welt, wie gewöhnlich bey Luisen. Der Kammerjunker F. näherte sich ihr geheimnißvoll, und flüsterte ihr ins Ohr, daß weder Graf Lalli noch der Major E. heute die Gesellschaft vermehren würden.

„Desto besser, sagte Luise, ich thue
„meinen Freunden nicht gern Zwang an.
„Es giebt sogar Leute, deren Zudring-
„lichkeit mir lästig wird.“

Der Kammerj. Wenn Lalli unter diese Zahl gehört, so sind Sie auf lange Zeit von ihm befreyt.

Luise. Vermuthlich ist sein Stolz beleidigt?

Der Kammerj. O nein, sein Stolz ist unverwundbar, aber er selbst nicht. Davon hat der Major E. so eben einen Beweis geliefert.

Luise. Der Major E? wie das?

Der Kammerj. Erschrecken Sie nicht. Alles ist in gehöriger Ordnung vorgegangen.

Luise. Mein Gott, was ist vorgegangen?

Der Kammerj. Sie kennen den Major, er ist ein wenig lebhaft; und Graf Lalli, mit aller seiner Bescheidenheit, giebt sich zuweilen gewisse Airs, die nicht Jedermann gefallen. Wir standen nach der Oper zusammen auf dem Theater, und hörten ihm wie gewöhnlich zu, wie er rechts und links urtheilte, tadelte, lobte; denn das mußte man ihm lassen —

Luise. Zur Sache, mein Herr.

Der Kammerj. Wohlan, zur Sache. Er fragte, ob wir diesen Abend

bey der kleinen Baronesse speisen würden? (verzeihen Sie, er nennt Sie nur immer die kleine Baronesse.) Wir antworteten Ja. Ich werde nicht hinkommen, sagte er, denn seit diesem Morgen schmollen wir miteinander. — Warum? warum? fragten wir Alle. — Da erzählte er uns, Sie hätten ihm ein Rendezvous gegeben, er sey das Erstemal ausgeblieben, das hätten Sie übel genommen; er habe diesen Morgen sein Verbrechen wieder gut gemacht, er habe das Versäumte einholen wollen; aber sie hätten ein wenig das Kind gespielt, hätten Zeit, Ueberlegung, und was weiß ich Alles verlangt; ihre ewigen Abers und Wenns hätten ihm endlich Langeweile gemacht, und er habe Sie — wie soll ich es nennen? —

Luise. Sitzen lassen, mein Herr.

Der Kammerj. Bewahre der Himmel! wie könnte dieser Ausdruck meinen Lippen entschlüpfen. — Er erzählte

weiter: Sie wollten durchaus mit einer ernstlichen Verbindung debutiren; er habe auch wirklich einige Neigung dazu empfunden, aber Alles wohl überlegt fehle es ihm an Zeit. Er habe die Festung recognoscirt, (verzeihen Sie, gnädige Frau, es sind seine eigenen Ausdrücke) er glaube, sie werde eine förmliche Belagerung aushalten, und da er nur geschickt sey zu überrumpeln, so überlasse er Einem von uns diese Eroberung. Die Tugend, setzte er hinzu, ist ihr Steckenpferd, und die Empfindsamkeit ihre schwache Seite. Nahm ich mir die Mühe, den Empfindsamen zu spielen, so war der Sieg mein.

Auf Luisens Wangen glühten Zorn und Schaam.

„Ich wußte recht gut, fuhr der Kam„merjunker fort, „daß er nur prahlte, „aber ich war so vernünftig zu schwei„gen. Der Major E. nahm das Ding „ernsthafter, er sagte ihm ganz trocken,

„daß er lüge. Darauf giengen sie mit ein-
„ander hinaus.

Luise. (unruhig) Nun? und dann?

Der Kammerj. Nun, und dann, gnädige Frau, ich gieng ihnen nach. Der Major empfieng einen Stich in den Unterleib —

Luise. Und der Graf?

Der Kammerj. Der empfieng zwey, die ihn lange genug im Bette halten werden. Ich führte ihn zu seinem Wagen. „Siehst du, sagte er, wie die
„jungen Leute sind, nie wollen sie be-
„lehrt seyn. Schade, daß dieser Major
„so hitzig, er wäre sonst ein recht liebens-
„würdiger Mensch. Leb wohl, mein
„Freund, setzte er hinzu, und brich dir
„nie den Hals um eines Weibes willen;
„denn es giebt nicht Eine, die auch nur
„den schwächsten ihrer Reize für elnen
„Geliebten aufopfern würde."

Luise war außer sich. Sie gab Kopfschmerzen vor, und man weiß, daß Kopf-

schmerzen eine höfliche Manier sind, die Gesellschaft zu verabschieden. Man ließ sie allein. Sie warf sich auf den Sofa, ihr schönes Auge schwamm in Thränen, ihr Herz war von mannichfaltigen Gefühlen zerrissen. Major E. ist verwundet — Lalli stirbt vielleicht — ein Zweykampf, der sie zum Mährchen der Stadt macht — wenn ihr Gemahl es erfährt, was wird er sagen? — Alles das wogte in ihrer Seele auf und nieder; und fiel zuweilen ein Sonnenblick dazwischen, so beleuchtete er das Bild des Majors, dessen Großmuth einen tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht hatte.

Indessen gieng alles besser, als man hoffen durfte. Der Kammerjunker fand bey seiner Heimkunft ein Billet vom Major E., welcher ihm den Hals zu brechen versprach, wenn er die Begebenheit verlautbarte; und es giebt Mittel, die selbst einen Kammerjunker zum Schweigen bringen. Auch Lalli schwieg; denn ob-

gleich ein verschmähter, gekränkter Liebhaber öfters Gunstbezeugungen ausposaunt als ein glücklicher, so war ihm doch seine erste Indiscretion allzu übel bekommen, und er wandelte einen Monat lang an den Ufern des Styx.

Der Major ward bald wieder hergestellt. Luise sah ihn zum Erstenmale mit einer sanften Bewegung, die sie noch nie gefühlt hatte. Ein Mensch, der sein Leben für uns wagte, wird uns natürlich lieb, lieber noch der, für den man sein Leben wagte; immer fesseln Wohlthaten den Geber stärker als den Empfänger. Was Wunder, daß der Major Luisen auf das feurigste liebte. Aber je mehr er aus Dankbarkeit fodern durfte, je weniger wagte er zu fodern. Ihm schien es, er werde das Gefühl seiner edlen That verlieren, wenn er Ansprüche darauf gründete. Er schwieg und näherte sich Luisen nur mit bescheidner Blödigkeit.

Das war gerade die Art, ein Herz wie das ihrige zu rühren. Zwar schwieg auch sie, weil sie fürchtete, die Gränzen der Dankbarkeit zu überschreiten; aber ihr wohlwollendes gütiges Betragen bewies, daß sie auch nicht undankbar seyn wollte.

So machte ihre gegenseitige Neigung täglich Fortschritte. Sie suchten sich mit den Augen, ohne es zu wollen; sie sprachen vertraulich von unbedeutenden Dingen; sie legten einander Rechenschaft von allen ihren Schritten ab; zwar gleichsam nur im Vorbeygehen, und um Etwas zu sagen; aber mit so vieler Pünktlichkeit, daß sie immer auf die Minute wußten, wo sie sich finden würden.

Nach und nach wurde der Major kühner, und Luise weniger zurückhaltend. Beyde wußten, daß sie sich liebten, und es bedurfte nur noch eines kleinen geringfügigen Zufalls, um das Geständniß auch ihren Lippen zu entreißen. Eines

Tages waren sie allein; Luise ließ ihren Fächer fallen, der Major hob ihn auf; sie empfieng ihn mit einem wohlwollenden Lächeln; er küßte ihre Hand feurig, sie machte eine sanfte Bewegung sie wegzuziehen; er hielt sie fest, und sah ihr zärtlich ins Gesicht; ihr Blick wurde schmachtend, sein Auge wurde feucht; ihre Hand zitterte, die seinige bebte; ihr entschlüpfte ein Seufzer, und er lag zu ihren Füßen.

„Ich bin glücklich! rief er entzückt, „Luise liebt mich!

„Ja, ich liebe Sie, stammelte Luise, aber vergessen Sie nie, daß heilige „Bande mich fesseln; ehren Sie meine „Tugend.

Ein edles Weib kann selbst den Wollüstling zum Heiligen umschaffen. Der Major war nie ein Götzendiener der Wollust, und wäre er es gewesen, Luisens reine Unschuld hätte den Sieg über seine Sinnlichkeit davon getragen. Er fühlte

sich lange Zeit glücklich in dem Besitz eines treuen tugendhaften Herzens. „Der „hat nie geliebt, rief er oft, den das „Gefühl, so geliebt zu werden, nicht „allein beglückt. Der hat nie geliebt, „der fähig ist, die Unschuld eines Wei„bes durch Gewissensbisse zu vergiften.“

Luisen entzückten diese Gesinnungen ihres Helden. Sie liebte ihn täglich mehr, und er ward dessen täglich würdiger; bis endlich Neid und Schadenfreude, diese Geiseln der Menschen, sich auch zwischen ihnen einnistelten. Der Major hatte einen großen Hang zur Eifersucht, wie Alle, die einer starken Leidenschaft fähig sind. Alle Augenblicke kam ein guter Freund, und rannte ihm boshaft lächelnd bald dieß bald jenes ins Ohr, wollte hier einen Blick, dort ein zweydeutiges Lächeln von Luisen aufgefangen haben, witzelte über ihre Tugend, spöttelte über seine Sorglosigkeit, und blies jeden Funken des Argwohns zur Flamme an.

Mit der Eifersucht ist es wie mit den Gespenstern; wer keine Geister glaubt, sieht keine, und wer sich davor fürchtet, sieht deren überall. Der Major E. wurde unruhig, finster empfindlich; Gesellschaft war ihm lästig, Einsamkeit machte ihn bitter; er hatte Launen, krittelte, wurde verdrüßlich, wenn Luise munter war, und stichelte, wenn sie schwermüthig wurde. Das arme Weib fühlte mit jedem Tage mehr, daß die Blumen-Fesseln sich in Ketten verwandelten, mußte jeden Tag neue Klagen und neue Vorwürfe anhören. Jede Mannsperson in ihrem Cirkel schien ihm ein Nebenbuhler, den sie verbannen sollte.

Die ersten Opfer, welche er begehrte, wurden ihm ohne Widerstand gebracht. Neue Wünsche von seiner Seite, neue Opfer von der ihrigen. Doch nichts erstickt das Flämmchen der Liebe schneller, als die drückende Luft eines ewigen Mißtrauens. Sie wurde endlich müde

seine Sklavin zu seyn, sie ließ ihn das merken, und nun brach seine tyrannische Liebe in Wuth aus. Luise suchte ihn zu besänftigen, aber vergebens! Er verlangte, sie sollte sich einschließen, nur für ihn leben, Niemand sehen als ihn, für die ganze übrige Welt todt seyn.

„Die Opfer, welche der Liebe schmei„cheln, sagte Luise mit Sanftmuth, bringt „nur das Herz unter dem Schleyer des „Geheimnisses. Glänzende Opfer begehrt „nur die Eigenliebe. Die Liebe will Sieg, „die Eigenliebe Triumph. Ich fange an „Sie zu fürchten, vielleicht auch minder „hoch zu achten, und meine Liebe ver„löscht. Seyn Sie mein Freund, wenn „Sie können. Ich werde Ihre Freun„din bleiben, das ist das einzige Mit„tel, unsrer beyder Ruhe wieder herzu„stellen.“

„Ha nun erkenne ich, rief der Ma„jor wütend, nun erkenne ich deine treu„lose Falschheit! Du hast mich nie ge-

„liebt! Nur ein Lalli ist werth dein Herz „zu besitzen, und ich war wohl ein gro„ßer Thor, daß ich mein Leben —“

„Reden Sie nicht aus, unterbrach „ihn Luise, ich weiß alles, was ich Ih„nen schuldig bin, aber ich verlasse Sie, „um Ihnen die Schaamröthe zu erspa„ren, mir es vorgeworfen zu haben.“

Mit diesen Worten verschloß sie sich in ihr Kabinet, und der Major stürmte fort, fest entschlossen, sie nie wieder zu sehen.

Ein neues Heer von Schmetterlingen umgaukelte bald die Rose, aber Luise fand nirgends das Urbild ihrer romantischen Schwärmerey. Hier ein Geck, der ihr fade Albernheiten vorschnarrte, dort ein Siegwart, der ihr Mordgefühle zulispelte; hier ein prächtiger Thor, der sie durch seine Diamanten zu blenden glaubte, und dort ein eingebildeter Philosoph, der seine Empfindungen langweilig analysirte. Luise versank in jene fin-

stere Schwermuth, welche so leicht ein Herz ergreift, das vergebens nach Mitgefühl sucht.

„Ach! rief sie aus, wie hasse ich alle „Romanenschreiber, die mich mit Fabeln „einwiegten. Den Kopf voll von romantischen Grillen, fand ich meinen Gemahl kalt und gefühllos. O er ist lie„benswürdiger als Alle, die ich bis„her sah. Er ist sich immer gleich; er „liebt mich wenig, aber er liebt doch nur „mich. Er schwärmt nicht, aber er ist „immer sanft und gefällig. Ach! nicht „starke Leidenschaften, nur Seelenruhe „gewährt wahres Glück. — Darf ich „noch Anspruch darauf machen? — habe „ich die Freundschaft, das Zutrauen, „vielleicht gar die Achtung meines Gat„ten noch nicht verlohren? — O nein! „kein Laster, nur jugendliche Unbeson„nenheit führte mich irre. — Aber wird „mein Mann mir glauben? wird er mich „hören? — Fliege zu ihm, Luise! —

„du zögerst? was hält dich zurück? —
„die Furcht, gedemüthigt zu werden? —
„blieb er nicht immer edel selbst mitten
„in deinen Verirrungen? sollte er dich
„jetzt minder schonen, da du reuvoll zu-
„rückkehrst? — und gelingt es nicht,
„sein Herz wieder zu gewinnen, so wird
„dieser Schritt dich doch mit dir selbst
„aussöhnen. Man hat nie Alles verloh-
„ren, wenn man seine eigene Achtung
„rettet.“

So theilte der Sonnenblick der Tugend den Nebel, welcher die schuldlose Lilie eingeschleyert hatte. Sie war entschlossen sich zu den Füßen ihres Gatten zu werfen, mit hochklopfendem Herzen kam sie schon bis in sein Vorzimmer, hatte schon die Klinke seiner Thür in der Hand; falsche Schamm hält sie zurück, ein Geräusch jagte sie wieder in ihr Zimmer. Noch zweymal versuchte sie es, noch zweymal kehrte sie wieder um. Er war vielleicht nicht allein, und wenn auch nur

sein Kammerdiener im Zimmer war, wo nähme sie den Muth zu reden her?

Jetzt hörte sie die Thüren des Barons verschließen. Sie horchte ängstlich; er gieng durch das Vorzimmer, und fragte im Durchgehn: Wie befindet sich meine Gemahlin? — „Recht wohl,“ antwortete man ihm; und Luise ärgerte sich, daß man ihn glauben lasse, sie befinde sich wohl. — Jetzt hörte sie seinen Fußtritt nur noch auf der Treppe. Sie eilte ans Fenster, um ihm durch die Scheiben nachzusehn. Der Reisewagen fuhr fort, der Baron stieg hinein und verschwand.

Mein Gott! der Reisewagen! rief sie aus, und klingelte. Die Zofe trat herein.

„Ist mein Gemahl verreist?“

Die Zofe. Er wird einige Tage auf dem Lande zubringen.

„Ach! seufzte Luise, warum darf ich „nicht mit seyn!“ Sie verschloß sich in

ihr

ihr Kabinet; sie war für Niemand zu Hause. Wohl zehn Briefe entwarf sie an ihren Gatten, und zerriß sie alle wieder.

Endlich führte eine zärtliche Unruhe sie in das Zimmer des Barons. Sie wollte wenigstens da seyn, wo er zu seyn pflegte. Sie wollte auf seinem Stuhle sitzen, mit seinem Hunde spielen. Sie wankte hinüber, und siehe da, das erste, was ihr in die Augen fiel, war ihr Bild mit dem Strohhut. Lange stand sie dabey, und betrachtete es wehmüthig. „Er „hat mein Gemählde nicht verbannt, ach! „er wird auch mich nicht verstoßen!“

Der Blick des Urbilds schwamm in Thränen, der Blick des Gemähldes lächelte. Pfuy, daß du lächelst! rief Luise, und plötzlich ergriff sie ein sonderbarer Gedanke, den sie auf der Stelle auszuführen beschloß.

Paul, ein alter treuer Diener des Barons, wurde herbeygerufen. „Paul, „sagte Luise gutmüthig, nimm dieß Ge-

„mählde von der Wand, und trage es
„hinüber in mein Zimmer.“

„Ach gnädige Frau! rief Paul be-
„trübt, dieß Gemählde ist meines Herrn
„einziger Trost. Wie manche Stunde habe
„ich ihn davor stehen, und — warum
„soll ich es nicht sagen? — wie mannich-
„mal habe ich nicht verstohlen weinen
„sehn! rauben Sie ihm diese letzte Freu-
„de nicht.“

Luise schluchzte. „Thu, was ich dir
„gebiete. Das Bild soll wieder an sei-
„nem Platze hängen, noch ehe dein Herr
„zurückkehrt.“

Paul gehorchte seufzend. Luise ließ ei-
nen Mahler kommen, und schloß sich mit
ihm ein. Nach zwey Tagen hieng das Ge-
mählde wieder im Zimmer ihres Gatten,
der am andern Morgen zurückkam.

Er öffnete die Thür; sein erster Blick
suchte wie gewöhnlich das Bild; er fand
es, stutzte, trat näher, staunte, und trau-
te seinen Augen kaum. Der Strohhut war

verschwunden, das braune Haar flog in wilden Locken um den Nacken; der lächelnde Blick des Auges war verschwunden, eine Thräne glänzte darin, eine Thräne rollte über die blasse Wange.

„Was ist das! rief er bewegt; sollte „— wäre es möglich! — ja, ich verstehe „dich, theures Weib! — Du bist mir „wieder geschenkt! Du bist wieder mein!“

Rasch und hastig stürzte er fort, hinüber zu Luisen. Sie saß ängstlich harrend auf dem Ruhebette, und was dort der Pinsel des Mahlers nur nachgeahmt hatte, das sah er hier wirklich: das fliegende Haar, die blasse Wange, die Thräne im Auge. Als sie den Tritt ihres Gatten im Vorzimmer hörte: wollte sie aufstehen, ihm entgegen eilten, aber sie sank kraftlos zurück.

Er stürzte zu ihren Füßen. „Luise, „habe ich Dich verstanden!“ Sie schluchzte an seinem Halse; sie wollte reden, ihm wenigstens die Rettung ihrer Un-

schuld betheuren — er versiegelte ihren Mund mit Küssen.

Wonnevoller Augenblick! der Anfang wonnevoller Jahre! denn in wenig Tagen verließen sie die Stadt, und endeten ihr frohes Leben da, wo allein Ruhe und Glück wohnen — auf dem Lande.

Welche Farbe muß man haben, um liebenswürdig zu seyn?

Ich hatte in meiner Jugend einen Schulkammeraden, einen guten braven Jungen, der gern den Robinson Crusoe las, und für sein Leben gern auch auf einer wüsten Insel gewohnt hätte. Als er älter wurde, gieng er nach England, und ruhte er nicht eher, bis irgend ein Schiff ihn mit nach Westindien nahm. Unterwegens hatten sie ein paar Stürme auszuhalten, aßen faules Fleisch und tranken stinkendes Wasser, so daß mein guter Schulkammerad von allen Robinsonnaden auf immer geheilt wurde.

Das Wasser hat keine Balken, pflegte er fortan zu sagen, wie der selige Musäus, der auch sehr furchtsam vor dem Wasser war. Bleibe auf dem Lande und nähre dich redlich. Dieß Sprüchlein befolgte er treulich, ward Aufseher, und endlich sogar Herr einer Plantage, gewann ein kleines Vermögen, und kam zurück in sein Vaterland.

Er brachte eine junge verwaiste Negerin mit, die er im zwölften Jahre aus Barmherzigkeit zu sich nahm. Im dreyzehnten war er ihr recht gut, im vierzehnten fand er sie hübsch, und im funfzehnten liebte er sie. Im sechszehnten machte er einen Angriff auf ihre Unschuld, und als das liebe schwarze Mädgen ihn durch Bitten und Thränen zurückhielt, so wollte er sie im siebenzehnten gar heirathen.

Eines Morgens trat er ganz verstört in mein Zimmer. „Lieber alter Freund, „sagte er, ich bin verliebt in eine junge

„Person, die du kennst. Geist, Herz und
„Gestalt, Alles gefällt mir an ihr, nur
„nicht ihre Farbe, denn sie ist schwarz,
„und in meiner ganzen Familie ist nicht
„ein einziges schwarzes Gesicht, ausge-
„nommen meine alte Tante, die sich in
„ihrer Jugend das Antlitz mit Pulver
„verbrannt hat. Nun ist meine Geliebte
„zwar sehr viel hübscher als meine alte
„Tante, aber ich weiß doch nicht, ob
„ich sie heirathen soll? — Offenbar sind
„die Neger nicht Menschen wie wir,
„denn sonst hätte Gott ihnen unsere Far-
„be gegeben, und du weißt, daß, wenn
„man die Verschiedenheit von ganz ent-
„gegengesetzten Dingen durch ein Gleich-
„niß ausdrücken will; so spricht man:
„Das ist verschieden wie schwarz
„und weiß."

Er raisonnirte uoch lange über diesen Punkt, und gieng endlich, ohne meine Antwort abzuwarten, um dem Mädgen seine Hand anzubieten.

Ein paar Stunden nachher kam das Mädgen selbst zu mir. „Ach! sagte sie, „guter Herr, ich bin verliebt, und ich „weiß nicht, ob ich meinen Geliebten „heirathen soll oder nicht?"

„Wie so? antwortete ich; ist er alt „oder häßlich? dumm oder boshaft?

„Nein, er ist weiß. Verzeih mir, „wenn ich offenherzig rede, denn du bist „auch weiß. Aber sieh, ich denke, wenn „Gott die Weißen zu wirklichen Men„schen hätte schaffen wollen; so hätte es „ihm ja eben nicht mehr Mühe gekostet, „die letzte Hand an sie zu legen, ihnen „das Siegel der Vollendung aufzudrü„cken, mit einem Worte, sie schwarz „zu machen. Denn ohne diese Farbe ist „der Mensch doch nur wie eine aufgespann„te Leinewand, die erst den Pinsel des „Mahlers erwartet, um Etwas vorzu„stellen."

Sie schwatzte noch lange, und machte zuweilen Pausen, um meine Antwort zu

vernehmen. Ich bestellte sie auf den andern Morgen wieder, um das Ding recht zu überlegen; aber sie war indessen hingegangen, und hatte meinen Schulkammeraden geheirathet, und das war mir recht lieb, denn ich wußte nach vier und zwanzigstündiger reiflicher Ueberlegung noch immer nicht, ob beyde Recht, oder beyde Unrecht hatten?

Brief
eines Einsiedlers an seinen Freund.

Ich höre, lieber Freund, daß wir uns wechselseitig beklagen; du zuckst die Achseln über mein Landleben im Winter, und ich verdrehe die Augen über dein Stadtleben im Sommer. Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten. Unsere Voraltern hielten die Städte für Gefängnisse; wer wird sich in eine Stadt einsperren? pflegten sie zu sagen. Wer wird sich auf dem Lande einsperren? sagen wir.

Indessen bitte ich dich, so oft du an mich armen Eingesperrten denkst, dir

immer einen frohen, gesunden Menschen vorzustellen, der Langeweile hat, und doch nie Karten spielt. Die Herren Städter kommen mir vor wie die Schwalben; im Sommer schwirren sie ein wenig auf dem Lande herum, und im Winter versenken sie sich alle in einen Morast.

„Aber, mein Gott! im Winter, „ohne Gesellschaft —"

Wer sagt dir, daß ich keine Gesellschaft habe? ich habe deren so viel, daß ich nächstens mein Haus, aus Mangel des Raums, vor jedem Fremden verschließen werde. Erstens sind da verschiedene Hunde. — Du lachst? — Hund und Mensch sind für einander geschaffen — fast hätte ich gesagt, wie Mann und Weib, wenn das Gleichniß würdig genug wäre. Wer nicht Hunde liebt, ist mein Freund nicht. Wenn Crebillon, der tragische Dichter, einen Hund ohne Herrn auf der Straße fand, so nahm er ihn unter den Mantel, und trug ihn nach

Hause, schön oder häßlich, reinlich oder schmutzig, gleichviel; er ward gastfreundschaftlich aufgenommen, genährt und gepflegt. Aber freylich verlangte der gütige Wirth auch Dank. Gerieth er einmal an einen Undankbaren, welches unter den Hunden ein höchst seltener Fall ist, so nahm der Verfasser des Rhadamist ihn flugs unter den Mantel, trug ihn wieder dahin, wo er ihn geholt hatte, wandte sein Auge seufzend von ihm ab, und überließ ihn seinem Schicksal.

Ich habe einen Bedienten und einen Stallknecht, sie sind beyde undankbar; ich habe einen Pudel und einen Hühnerhund, sie sind beyde dankbar. Der Pudel bewacht mein Haus, und mich selbst; ja, ich habe bemerkt, daß er Fremde laut anbellt, wenn ich gesund bin, und nur piano knurrt, wenn ich mich nicht wohl befinde. Er belustigt mich oft durch seine Capriolen, und sollte ich einst blind werden, so wird er mein Führer seyn.

Ich habe einen Papagoy, der viel schwatzt. Er und mein Affe sind unter meinen Hausthieren die einzigen, welche mich an die große Welt erinnern, der ich entflohen bin.

Ich habe allerley Vögel, die mir ein Concert singen. Ihr Gesang gilt mir für eine Oper, in welcher ich keine Loge bezahle. Auch ist es ein Gesang ohne schaalen Text von Hrn. Ebert oder Vulpius.

Diese meine werthen Freunde und Gesellen geben mir oft Gelegenheit, meine häuslichen Tugenden glänzen zu lassen: die Geduld, wenn der Papagoy zu viel schwatzt, oder das Geschrey der Vögel mir in die Ohren gellt; die Höflichkeit, wenn der Pudel mir im Wege liegt, und ich immer um ihn herum spazieren muß; das kalte Blut, wenn der Affe mir eine Tasse zerbricht; die Langmuth, wenn der Hühnerhund ungehorsam ist; und endlich die Wohlthätigkeit, weil ich sie sämmtlich füt-

tern muß. Auch gewährt meine Eigenliebe mir manchen Genuß, denn ich merke doch wohl, daß ich mehr Verstand habe als alle meine Thiere. Indessen kommt mein Affe mir auch darin so nahe, daß ich dadurch vor stolzem Eigendünkel bewahrt werde.

Rechne nun noch dazu, daß, obgleich die liebe Sonne im Winter sehr demüthig ist, und nie hoch am Horizont heraufsteigt, sie doch täglich in mein Fenster scheint, weil mein Landhaus nicht durch hohe Mauern verbaut ist. O der Anblick der Sonne kann das Herz auf den ganzen Tag erquicken. — Und dann die reine frische Luft. Ich werde ohnmächtig, wenn ich an eure Ballsäle denke, wo der Qualm, wenn man sich die Mühe giebt, ihn mit einem Eudiometer zu messen, eher auf ein Lazareth rathen läßt. Eben so wenig mag ich an eure Schmäuse denken, wo Zwang und Langeweile um den Vorsitz kämpfen, und der Tod, in einen

Haushofmeister verkleidet, dreyßig Schüsseln auf die Tafel setzt; — wo ich in einem saubern Frack mit gepudertem Haar erscheinen muß; wo mich bald ein Schuh drückt, bald ein Tölpel mir Brühe auf das Kleid gießt: hier ein Nachbar, indem er mit mir schwatzt, meinen Teller begeifert, und dort ein Anderer durch Klatschen und Schlurfen mir Eckel erweckt.

Weißt du noch, wie mir es gieng, als ich in den letzten Pfingstfeyertagen nach R — l kam? Schon zwölf Werste von der Stadt, als ich die Thürme von weitem sah, ward mir so eng zu Muthe, als thürmten sie sich auf meine Brust. Ich fuhr durch das finstere Thor, und in meiner Seele wurde es finster. Ich stieg ab in meiner Wohnung, und fand sie öde und leer. Es war erst fünf Uhr Nachmittags, wie sollte ich den lieben langen Abend zubringen? — Hm! dachte ich, ich will hinausgehen in die Vorstadt zu meinem Freunde U — und mich

mit ihm letzen. Flugs nahm ich Stock und Hut und gieng. Schon in der zweyten Straße begegnete mir ein besoffener Russe, der ein allerliebstes Windspiel unter seinen nervigten linken Arm preßte, und — weil es seinem Kerker zu entkommen strebte — ihm mit der rechten Faust alle Augenblicke auf das kleine Köpfgen schlug. Vermuthlich hatte er es gestohlen. Ich blieb stehen und sah ihm mit einer bittern Empfindung nach. Jetzt taumelte er, stürzte nieder, und fiel mit seiner ganzen Last auf das arme kleine Ding. Ich hielt es für todt. Aber als der Kerl sich aufraffte, ergriff es die Gelegenheit seinem Tyrannen zu entwischen. Es hinkte schreyend bey mir vorbey, ich sah, daß ihm ein Bein gebrochen war. Lauf, armes Geschöpf, sprach ich bey mir selbst, und machte eine unwillkührliche Bewegung, als ob ich ihm helfen wollte, schneller zu laufen. Ach! es lief nicht weit. Der besoffene Kerl

schrie

schrie hinterdrein: Halt! halt auf! ein paar andere besoffene Kerls fiengen das unglückliche Windspiel und lieferten es wieder in die Hölle.

Ich seufzte und gieng weiter. Als ich vor das Thor kam, saß ein altes Müttergen auf dem Glacis und bettelte. Die Schildwache mogte ihr das Betteln wohl schon verschiedene male verboten haben, ihre Noth zwang sie vermuthlich ungehorsam zu seyn. Der Soldat rannte auf sie zu, und stieß sie mit der geballten Faust in den Rücken, daß sie vorwärts in den kothigen Fahrweg fiel. Als sie sich bittend aufraffte, und nach ihrem Henker umwandte, stieß er sie mit der Flintenkolbe vor die Brust, daß sie abermals niedertaumelte.

„Ach! dachte ich, kaum eine halbe „Stunde in der Stadt, und schon habe „ich zwey grausame Scenen mit anse„hen müssen. Nein! Gott ehre mir das „Land! Wenn alle Menschen auf dem

„Lande lebten, es würde nicht halb so
„viel Böses in der Welt geschehen.“

Wunderseliger Mann, welcher der
Stadt entfloh!
Jedes Säuseln des Baumes, jedes
Geräusch des Bachs,
Jeder blinkende Kiesel
Predigt Tugend und Weisheit ihm!

Hölty.

Sprich, Freund! hat es noch je auf dem Lande einen großen Bösewicht gegeben? und besonders im Frühjahr, wenn man heraustritt an den warmen Strahl der Sonne, und die ganze Natur rings umher lächelt, ist es dann möglich ein Bösewicht zu seyn? Das Herz entfaltet sich wie eine Blume. Tugendliebe füllt es, wie Wohlgeruch den Blumenkelch.

Ich bin auf einen paradox scheinenden Einfall gerathen. Sollten nicht alle große Verbrechen, alle Verschwörungen, sich im Winter, und zwar in der Stadt angesponnen haben? es wäre der Mühe

werth, die Geschichte darüber um Rath zu fragen.

Ich gieng mit diesen Gedanken nach Hause, und legte mich schlafen, aber das Rasseln der Wagen und das Gekrächz des Nachtwächters ließen mir keine Ruhe; als ich endlich einschlummerte, träumte ich von dem kleinen Windspiel und dem alten Müttergen, von der Faust und der Flintenkolbe. Des Morgens weckte mich das Bimmeln der Glocken auf dem Kirchthurm, der mir grade gegenüber stand.

Bey mir wenigstens würde dieser Zweck sehr bald erreicht. Ich zog aus, ich suchte mir eine andre Wohnung in einer abgelegenen Strasse, wo ich mindestens in meinem Zimmer allein zu seyn hoffte. — Ach! da lernte mein Nachbar rechter Hand, ein Beckerknecht, das Waldhorn blasen, und heulte solche höllische, Trommelfell zerfleischende Töne hervor, daß alle meine Nerven bebten,

und ich einst in großer Angst zu ihm schickte, und ihn bitten ließ, mir die Stunden zu melden, in welchen er seine Kunst triebe, weil ich alsdann immer ausgehn wolle. Er ließ mir sagen, er blase nicht eher, als bis er sich begeistert fühle, und die Stunde der Begeisterung könne er mir nicht bestimmen.

Vermaledeyte Stadt! rief ich, über deren Gassen keine singende Lerche schwebt, wo nur die Dohlen krächzen würden, wenn nicht das Waldhornsgeheul auch die verjagte.

Ich gehe aus, ich durchwandere unsere engen reichsstädtischen Straßen; im Sommer durchnässen mich die Dachtraufen, wenn es regnet; im Winter begräbt mich eine herabrollende Schneelavine, wenn es thauet. Ich biege um eine Ecke, ein Wagen kommt mir entgegen, ich muß rasch auf die Seite springen, um mich nicht auf die Deichsel zu spießen. Ich gehe weiter — ein Stall-

knecht, der aus einem Brunnen Wasser für seine Pferde schöpft, schlägt mich mit der langen Stange, die an der Schöpfkanne befestigt ist, zu Boden. — Ich raffe mich auf — ich taumele einige Schritte weiter — wieder ein Wagen — ich will ihm ausweichen, ich trete auf die nächste Treppe vor einer Hausthür; gerade da hält der Wagen, der Eigenthümer des Hauses steigt heraus, glaubt, ich wolle ihn besuchen, und frägt, was zu meinen Diensten ist? Ja in der Nacht ist es mir sogar einmal begegnet, daß ich in der nämlichen Verlegenheit für einen Räuber gehalten wurde, der Lust habe einzubrechen.

Diese immerwährende Gefahr gerädert zu werden, brachte mich auf den Einfall, mich auf der Straße immer ganz dicht hinter einem vor mir herfahrenden Wagen zu halten. Denn, dachte ich, kommt dir nun ein anderer entgegen, so darfst du ihm nicht ausweichen,

er muß erst deinen Vorgänger überfahren, ehe die Reihe an dich kommt. Aber da hatte ich wieder die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn kaum hatte ich mir ein Fuhrwerk ausgesucht, dem ich treulich nachfolgte, wie die Schaafe dem Lockhammel; so wandte dieß nämliche Fuhrwerk plötzlich um, sperrte im Umwenden die ganze Straße, und nöthigte mich durch possirliche Seitensprünge mein Leben zu retten.

Bey solch einem Seitensprunge geschah es einmal, daß ich an einen der sogenannten Garten-Russen stieß, welche verschiedene Gattungen Gemüse auf dem Kopfe herumtragen. Sein Spinat, seine Bohnen, seine Zwiebeln, lagen sämmtlich in einer Brühe von Koth; er fluchte, und ich mußte bezahlen.

„Ach! sprach ich zu einem Freunde, bey dem ich eingetreten war, um mich von meinem Schrecken zu erholen, „wie „anders ist es doch auf dem Lande! wo

„man in Ruhe seine Straße wandelt, „und zu beyden Seiten grüne Saatfel„der lächeln. Hier in der Stadt sehe ich „nichts Grünes, als die Bohnen und „Zwiebeln auf den Köpfen eurer Garten„Nyssen, und höchstens das dürre Gras „auf euren Wällen."

„Um Verzeihung, versetzte mein „Freund, du hast den Spleen. Folge „mir, ich will dich sogleich widerlegen." Ich folgte ihm, er führte mich in ein anderes Zimmer ohne Dach und ohne Diele, in welchem einige verknorpelte Obstbäume standen, und das nannte er einen Garten. Dieser sogenannte Garten stieß an die hohe finstere Stadtmauer, und der] Pulverthurm sah hinein, wie der Alp in eine Brautkammer.

„Ist es nicht sehr angenehm, sagte mein Freund, „hier die frische Luft zu genießen?"

Ich nickte höflich, und sah beschei-den nach dem Pulverthurm, der mir vor-kam wie das Schwerdt des Damocles. „Ich verstehe dich, rief er, „aber das „hat nichts zu bedeuten. Zwar geriethen „wirklich vor einigen Jahren, durch Un-„achtsamkeit der Arbeiter, einige Bom-„ben in Brand, es gab einen fürchter-„lichen Spektakel, und ich mußte mit „Weib und Kind schnell flüchten; aber „solche Fälle sind selten, und dagegen ge-„währt mir der Thurm in den heißen „Sommertagen einen kühlenden Schat-„ten.“

Ich bekannte furchtsam, daß der Schatten einer Linde mir lieber sey als der Schatten eines Pulverthurms, und eilte, um aus diesem Garten in die fri-sche Luft zu kommen. Aber wo war fri-sche Luft? — Zum Thore hinaus? — Ich gieng, da kam ich an eine Zugbrü-cke, an welcher die Ketten rasselten, und solch Kettengerassel kann mich auf den

ganzen Tag verstimmen. Jenseits durchschnitt ich den Trödelmarkt, wo alte Kleidungsstücke und faule Fische mich anlächelten, und ihre eckelhafte Ausdünstung mit dem Geruch von ganzen Tonnen voll Wagenschmier vermischten. Hier wollte mir ein besoffener Matrose zerrissene Stiefeln verkaufen, und dort bot mir ein altes Weib schmierige Piroggen an. Ich floh nach Hause und ergötzte mich an dem Waldhorn meines Nachbars.

Hast du genug, lieber Freund? oder soll ich dir noch Etwas von euren Clubbs erzählen, die ihr mit dem schönen Nahmen Einigkeit stempelt, obgleich täglich die ungeschliffensten Zänkereyen dort vorfallen? — Nein, glaube mir nie hat Voltaire schöner und wahrer gedichtet, als da er sang:

Dieu fit la douce illusion
Pour les heureux fous du bel age,
Pour les vieux fous l'ambition,
Et la retraite pour le sage.

Du wirst mich fragen, ob ich so eitel bin, mich wegen meiner Liebe zum Landleben für weise, oder doch für weiser, zu halten? — und ich antworte dir Ja.

Was ist grob? und was ist höflich?

Der Zufall brachte einst eine Menge Menschen aus allen Nationen zusammen; auch hatte der Zufall dafür gesorgt, daß es gerade die gesittetesten, manierlichsten Leute waren, die sämmtlich in ihrer Heimath für Muster der Höflichkeit galten. Dem ohngeachtet war das erste Wort, welches man in dieser Versammlung hörte, der Ausruf eines Mexicaners: „Du bist ein grober Flegel!" der an seinen Nachbar, einen Brasilianer, gerichtet war.

„Warum?" fragte der Brasilianer.

Der Mexicaner. Weil du mich nicht gegrüßt hast.

Der Brasilianer. Habe ich nicht sogleich deinen Kopf gegen meinen Magen gedrückt?

Der Mexicaner. Eben dadurch hast du mir beynahe das Genick gebrochen. Du hättest mit der Hand die Erde berühren, und alsdann die Hand küssen sollen.

Ein Siameter. Um Verzeihung, meine Herren, Sie haben beyde Unrecht. Der Herr Brasilianer hätte als ein Mann von Lebensart sogleich sein Unterkleid ausziehen und um den Leib wickeln sollen.

Eine junge Indianerin von der Küste Malabar. Wo denken Sie hin, mein Herr? glauben Sie, wir wären hieher gekommen, um Unterkleider ausziehen zu sehen? So oft ich einem Manne begegne, dem ich Achtung schuldig bin, so entblöße ich meine Brüste, und das ist, denke ich, alles,

was er mit Bescheidenheit von mir fodern kann.

Ein Madegasse. Wozu die Umstände? man legt seine Hand sanft auf die Hand des Andern, und damit holla!

Ein Cochinchineser. Sie scheinen eine schlechte Erziehung genossen zu haben, mein Herr, sonst würden Sie wenigstens hinzusetzen, daß man den Binsenhut im Vorbeygehen etwas lüften muß.

Ein Südseeinsulaner. Ich trage keinen Binsenhut, aber meine Krone von Papagoyenfedern nehme ich höflich ab, uud setze sie dem Andern auf den Kopf.

Ein Araber. Was Kronen und Hüte! es ist genug, wenn ich spreche: Salam Aleikum, Friede sey mit euch! und darauf muß der Andere mir antworten: Aleikum Essalam, mit euch sey Friede!

Ein Araber aus Yemen. Schäme dich, Landsmann! wenn du fein höf-

lich seyn willst, so mußt du versuchen dem Andern die Hände zu küssen, der das Nämliche versuchen wird. Da müßt ihr denn eine Viertelstunde lang die Hände immer hin und her zerren, bis endlich der Aelteste von euch beyden dem Andern erlaubt, seine Fingerspitzen mit den Lippen zu berühren.

Eine Europäerin. (zu dem Araber) Du schwatzest viel von Höflichkeit, aber du hast mich nicht einmal gegrüßt?

Der Araber. Weil es eine Grobheit wäre ein Mädgen auf der Straße u grüßen.

Eine Japaneserin. Ich weiß nicht, was du damit sagen willst. Du siehst, daß ich kerzengrade vor dir stehe, und wirst gestehen, daß man nicht höflicher grüßen kann. Wenn du ein vornehmer Mann wärest, so würde ich mich sogar vor dir niedersetzen.

Ein Perser. Und dann würde ich sagen, daß du nicht zu leben weißt. Man

muß stehen, mit dem Kopfe nicken, und die rechte Hand an den Mund legen.

Eine Morlackin. Nichts weniger, man muß den Fremden mit einem Kusse empfangen.

Eine Russin. Recht, Schwestergen!

Eine Engländerin. Doch nur auf die Stirn, will ich hoffen?

Eine Deutsche. Oder auf die Hand?

Ein Maure. Umgekehrt Madam, Sie müssen uns die Hände küssen.

Ein Weib von der Insel Moaly. Seht doch! küssen! ich würde es sehr übel nehmen, wenn ein Jeder, der mir begegnete, mir nicht sogleich den Rücken zukehrte.

Ein Spanier. Gehn Sie mit Gott, Sennora! ist alles, was ich Ihnen sagen werde.

Ein Kalifornier. Du brauchst gar nichts zu sagen, und überhaupt gar nicht zu grüßen.

Ein Otaheiter. Der Herr Nachbar aus Kalifornien würden sehr unverschämt seyn, wenn Sie sich nicht wenigstens den Oberleib bis auf die Hüften entblößten.

Ein Ethiopier. Vergeßt ihr denn Alle, daß man dem Andern seine Leibbürde abnehmen und sie selbst umbinden muß? indessen der Andere so höflich ist halb nackend da zu stehn?

Ein Grönländer. Possen! man weist dem Fremden mit dem Finger einen Platz an, wo er sich niedersetzen kann, und sagt nicht ein Wort dabey.

Ein Kurile. Grobian! du wirst doch wenigstens das Knie beugen?

Eine Lappländerin. Was kann das helfen, wenn man nicht zugleich die Nasen an einander drückt, und sich mit einer Rennthierzunge beschenkt?

Der Europäer. Ihr seyd alle zusammen grobes ungeschliffenes Volk. Nimmt denn keiner von Euch den Hut ab?

Der

Der Asiate. Pfuy! das wäre sehr ungesittet.

Bis dahin hatte ich aufmerksam zugehört, als ich sah, daß mir ein Freund in der Ferne winkte. Ich drängte mich so gleich durch den Haufen durch, stieß den Brasilianer mit meinem Kopfe vor den Bauch, daß er zur Erde stürzte; schielte der jungen Indianerin nach den vollen Brüsten; umarmte die Morlackin; kehrte der Insulanerin von Moaly den Rücken zu; sagte zu dem Spanier: Gehn Sie mit Gott, Seunor! riß dem Ethiopier seine Binde vom Leibe, und lief davon, indem ich den Ruf der ausgezeichnetesten Höflichkeit zurückließ.

Die kleinste Lüge ist gefährlich.

Eine wahre Begebenheit.

Ich war in B** und gieng an einem schönen Morgen im Thiergarten spazieren. Ein Freund begleitete mich. Von ungefähr kamen wir einer Laube vorbey, in welcher zwey junge schöne Damen saßen, die Eine in tiefer Trauer, mit dem Schnupftuche vor den Augen; die Andere in nachläßiger Morgenkleidung, zeichnete mit ihrem Spazierstöckgen Buchstaben in den Sand. Beyde bemerkten uns nicht.

„Kennst du diese Damen?" fragte ich meinen Freund.

„O ja, versetzte er, die in Trauer „ist die Hauptmännin B—, und die „Andere die Gräfin S—. Schon als „Kinder waren sie Freundinnen, jetzt hat „der Kummer sie noch näher vereinigt.“

Ich wurde neugierig, wir setzten uns auf eine Bank, und er erzählte:

Emilie und Laura wurden mit einander erzogen, sie waren von gleichem Stande und Alter, beyde gleich liebenswürdig. Der einzige zufällige Unterschied zwischen ihnen war Emiliens Reichthum, und Laurens Armuth. Aber reich an Eigenschaften des Geistes und Herzens waren sie beyde, und an Bewunderern fehlte es keiner.

Unter mehrern jungen Männern wurde auch der Hauptmann B— in ihrem Hause eingeführt. Eine einnehmende Gestalt und gefällige Sanftmuth waren die Vorzüge, die er besaß; Geld war der Vorzug, der ihm fehlte. Sein Herz schwankte lange zwischen Emilien und

Lauren, entschied sich aber endlich für die Erstere. Vielleicht konnte er sich selbst keine Rechenschaft von dieser Wahl geben, doch muß man ihn gekannt haben, um zu wissen, daß Eigennutz gewiß keine Triebfeder derselben war.

Dagegen würkte er desto mehr bey Emiliens Vater, denn obgleich die Tochter den jungen Mann wohl leiden mogte, und an seiner Hand glücklich zu seyn hoffte, so wurde ihr doch so viel von Gehorsam und Ergebung in den väterlichen Willen vorgeschwatzt, daß das sanfte Geschöpf nachgab, und ihre aufkeimende Neigung zu unterdrücken versprach. Um ihr diesen Entschluß so viel möglich zu erleichtern, schickte sie der Vater auf ein fernes Landgut, wo sie beynahe ein ganzes Jahr in der Einsamkeit schmachtete, und viel Langeweile hatte. Einige Blumentöpfe, ein Taubenschlag und ein Briefwechsel mit Lauren, das war alles, was ihr zur Unterhaltung übrig blieb. Ro-

mane schickte ihr der Vater nicht, und er that wohl daran, denn sonst würde sie schwerlich den Hauptmann B — so glücklich vergessen haben. In den Briefen an Lauren und von Lauren, war sein Nahme gleichfalls contreband, denn sie giengen durch des Vaters Hände, und da sie aus einem Lande kamen, wo die Pest der Liebe herrschte, so ermangelte er nicht sie jedesmal vorher zu öffnen, um Lauren vor Ansteckung zu bewahren.

Ob nun gleich Emilie nicht in der Stadt war, so verringerte sich doch darum die Zahl ihrer Bewunderer nicht, denn ihr Geld war in der Stadt geblieben; sie glich dem unsichtbaren Gott der Athenienser, auf dessen Altären man opferte, ohne zu wissen wie er aussah. Zwar wünschten viele sie von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, und die sie schon kannten, wünschten sie wieder zu sehn; denn wer sie Einmal gesehn hatte, sah sie gern; aber es währte lange, ehe

der Vater sich entschliessen konnte, diese Wünsche zu befriedigen. Seine eiskalte Vernunft hielt die Wage, und Plutus regierte das Züngelgen.

Endlich meldete sich der junge S—, ein Reichsgraf, und was noch mehr ist, ein reicher Graf, Ritter des deutschen Ordens, hatte den großen Pitt gesehn, (ich meine den Diamanten) und bey Vergennes gespeist, und war auf einer schwimmenden Batterie vor Gibraltar in die Luft geflogen, daher er denn auch ein wenig lüftig war; übrigens ein ziemlich guter Teig von Menschen, Fabrikwaare, ein Dutzendmensch, der seinen Schooßhund liebte, und seinem alten Hofmeister eine Pension gab. Er las auch bisweilen Bücher, und glich immer dem letzten Buche, das er gelesen hatte. War es ein Ritterroman, so brach er Lanzen, und war es Siegwart so sah er in den Mond.

Dieser junge Mann warb um Emilien, oder eigentlicher zu sagen, um Emiliens Vater, der seinen Reizen nicht widerstehen konnte, und ihm ein Rendezvous auf dem Lande gab. Die schöne Emilie fütterte eben ihre Tauben, als ein schöner Wagen auf den Hof fuhr, ein schöner Herr heraus stieg, und ihr viel Schönes sagte. Der Vater gab ihr dabey zu verstehen, daß dieser Ritter gekommen sey, die verwünschte Princessin aus dem bezauberten Schlosse zu befreyen. Nun mag ein Mädgen ihre Tauben noch so lieb haben, Freyheit und der große Taubenschlag der Welt sind ihm doch lieber. Die aufgehende Sonne so herrlich sie ist, wird doch endlich angegähnt; die schönsten Blumen, so lieblich sie duften, werden doch endlich fade und geruchlos, wenn nicht die Hand der Liebe sie pflückt. Was Wunder, daß Emilie, theils weil der Graf ein ziemlich angenehmer Mann war, und größtentheils

weil sie Erlösung aus ihrem Kerker wünschte, das bedeutende Ja in wenig Wochen aussprach. Der dicke Pastor hielt im Schweiß seines Angesichts eine lange Rede, der Küster orgelte ein Brautlied aus dem neuen Berliner Gesangbuche, und zwölf junge Bauermädgen, weiß gekleidet, streuten Blumen: denn seitdem die Menschen wenig mehr auf Blumen wandeln, ist das Blumenstreuen sehr Mode geworden.

Als unsere Urgroßältern sich heiratheten, hatten sie Flitterjahre, unsere Großältern zählten Flittermonate, unsere Aeltern Flitterwochen, und wir sind bis auf Flittertage herabgesunken. Der junge Graf fand nach den ersten Flittertagen den ländlichen Aufenthalt ein wenig einförmig, die junge Gräfin widersprach nicht, die Rappen wurden angeschirrt, und man fuhr nach der Stadt.

Laura freute sich herzlich ihre Freundin wieder zu sehen, und der Hauptmann B — freute sich gar nicht; denn kaum war es ihm gelungen, Emiliens Bild in den Hintergrund seines Herzens zu stellen, als ihre plötzliche Erscheinung die glühenden Farben wieder aufzufrischen drohte. Er traf Emilien in einer Gesellschaft, verbeugte sich ehrerbietig und wurde blaß; Emilie verneigte sich tief und wurde roth. Der Hauptmann stotterte einen Glückwunsch, den Niemand verstand, und Emilie stotterte eine Antwort, die Niemand hörte.

„Was soll daraus werden?" dachte der Hauptmann, als er Abends nach Hause kam, „soll ich mich fruchtlos quä„len? oder soll ich die junge Gattin zu „verführen suchen? Keins von beyden. „Ich will mir ein anderes braves Mäd„chen erkiesen, das mir die Welt, wenn „auch nicht zum Paradiese, doch zu ei„nem angenehmen englischen Garten ma-

„chen soll. Hymens süße Früchte reifen „nicht blos im Treibhaus der Liebe, sie „wachsen auch im Schatten der Ver„nunft. — Und mich dünkt, ich habe „nicht weit zu suchen, das Glück liegt „uns gewöhnlich näher als wir glauben. „Laura ist ein sanftes gutes Geschöpf, „häuslich und ohne Ansprüche. Ich will „Lauren heirathen."

Mit diesem Entschluß legte er sich schlafen, mit diesem Entschluß erwachte er wieder. „Ich bin Ihnen herzlich gut, „sagte er am andern Abend zu Lauren, „könnten Sie mir wohl auch herzlich gut „seyn?"

Laura war ihm schon lange herzlich gut, sie hatte es sich nur nie merken lassen; jetzt aber ließ sie sichs merken, und in vier Wochen waren sie Mann und Frau.

Auch glücklich? — O ja, obgleich keine weißgekleidete Mädgen ihnen Blumen gestreut hatten. Seine Gefälligkeit und ihre Sanftmuth streuten sich wechsels-

weiße Rosen; Alles gieng gut, so lange der Dämon der Eifersucht aus dem Spiele blieb.

Aber sehr natürlich war es, daß der Hauptmann Emilien nie ganz gleichgültig betrachten konnte; sehr natürlich, daß Emilie immer einiges Interesse für den Hauptmann fühlte. Er sah in ihr ein reizendes Weib, das ohne des Vaters Verbot ihn geheirathet haben würde; sie sah in ihm einen liebenswürdigen Mann, dessen erste Liebe sie gewesen war, und — wie die Eitelkeit flüsterte — vielleicht noch war. Zwar erlaubten sie sich nie die entfernteste Anspielung auf ihre vormalige Lage, aber er sprach doch furchtsamer mit ihr als mit jedem andern Frauenzimmer, und sie antwortete ihm verlegener als jedem andern Manne.

Dieß entgieng den Augen des jungen Grafen nicht, und es beunruhigte ihn. Weil er aber kurz vorher einen Roman

gelesen hatte, in welchem ein vernünftiger Gatte durch edles Zutrauen seine Frau von einer Schwachheit zurückhielt, so blieb er standhaft bey dem Entschlusse, sich nichts von seiner Unruhe merken zu lassen, und stellte sich sogar, als sähe er es gern, wenn Emilie recht oft zu Lauren fuhr, sagte wohl gar zuweilen: „Du „bist recht lange nicht bey Lauren gewe„sen, warum fährst du nicht hin? mein „Wunsch ist, daß du deine Freundin „nicht vernachlässigest." Das war die erste kleine Lüge, aus welcher sich diese Begebenheit entspann.

Eben so wenig entschlüpfte Laurens Augen das fremdartige Betragen ihres Gatten und ihrer Freundin, und es beunruhigte sie gleichfalls. Sie schämte sich aber, es jenem oder dieser zu gestehen. Der Hauptmann fragte wohl einmal in einer traulichen Stunde: „Bist du auch „zur Eifersucht geneigt?" und sie antwortete lachend: Nein! Das war die

zweyte kleine Lüge, auf welche der böse Dämon seinen Entwurf gründete.

Der Winter verstrich ziemlich ruhig. Das Feuer glimmte unter der Asche. Im Frühling des folgenden Jahres ward der junge Graf an einem heitern Tage zu einer Lustpartie auf das Land eingeladen. Der Einlader war ein Hagestolz, der die Weiber selbst im Frühling nicht leiden konnte, und dessen bachantische Gesellschaften daher immer nur aus Männern bestanden. Der Graf fuhr hin, und sollte erst den andern Morgen zurückkommen. Emilie blieb zu Hause und hatte Langeweile. Da sandte Laura ihre Zofe zu ihr, und ließ ihr wissen, daß der Hauptmann heute die Wache habe, daß er erst spät gegen Morgen nach Hause kommen werde, und sie daher wünsche auf den Abend Emiliens Gesellschaft zu genießen. Emilie freute sich, die Abendstunden angenehm tödten zu können, und sagte zu. Ihr Buchhändler hatte ihr eben

die beyden ersten Bände von Lafontaine's Gewalt der Liebe gebracht, eins der unterhaltendsten Bücher, die in dem letzten Jahrzehend geschrieben wurden. Die nahm sie mit in den Wagen, und fuhr wohlgemuth zu ihrer Freundin, sandte ihre Equipage nach Hause, lachte, schäkerte, aß und trank, und nach dem Abendessen schlug sie vor, noch ein halbes Stündgen zu lesen. Aus dem halben Stündgen wurde eine Stunde, aus der Stunde zwey, das Buch fesselte sie immer mehr und mehr, Emilie vergaß nach ihrem Wagen zu schicken, und es war drey Uhr des Morgens, als der Hauptmann zurückkam, und sie noch immer lesend fand.

Die jungen Weiber erschraken, da sie hörten, daß es schon so spät sey. Emilie sprang auf, bat einen Miethwagen holen zu lassen, ergriff Handschuh und Saloppe, und eilte fort. Natürlich bot ihr der Hauptmann den Arm, und na=

türlich bat er um Erlaubniß, sie nach Hause zu begleiten, da es unschicklich gewesen wäre, sie in einem Miethwagen allein fahren zu lassen. Sie dankte verbindlich, er bestand darauf. Sie wurde verlegen. „Nehme ich es an, dachte sie bey sich selbst, „so bin ich vier bis fünf „Straßen lang in der peinlichsten Lage, „einem Manne gegenüber, der —(piano) — mir nicht ganz gleichgültig ist. „Schlage ich es aus, so denkt er wohl „gar, er sey mir gefährlich.“ Die letzte Betrachtung empörte den Stolz, der Stolz siegte über die Furcht, sie gab dem Hauptmann ihren Arm.

Lauren ergriff ein höchst unbehagliches Gefühl. Ihr Mann in einem Wagen mit Emilien — und der Weg war nicht kurz — und der Morgen war schön — sie wandte sich weg, und verbarg die Falte der Eifersucht, die sich um den Mund lagerte, hinter ein erkünsteltes Gähnen. „Macht, daß ihr fort-

kommt!" rief sie gähnend, „ich bin „schläfrig; und du lieber B — störe mich „nicht, wenn du nach Hause kommst, „ich werde dann gewiß schon schlafen."

Das war die dritte kleine Lüge, denn nie war sie weniger zum Schlaf geneigt gewesen, als eben jetzt. Aber sie schämte sich der Eifersucht, und die falsche Schaam hat immer ihre Schwester, die Lüge, bey sich.

Emilie und der Hauptmann saßen nun bereits im Wagen; es war schon längst heller lichter Tag, die Sonne gieng unbewölkt hervor, die Kirchthurmspitzen schimmerten lieblich; die Hahne krätheten, die Friseurs fiengen an herum zu laufen, und hin und wieder that sich die Thür eines Kramladens auf. Emilie hätte gern ein gleichgültiges Gespräch auf die Bahn gebracht, sie sagte das Erste, was ihr in den Mund kam, und das war die vierte kleine Lüge. „Ein schöner Morgen, rief sie nämlich aus, „ich hätte lieber

„der gewünscht, einen Spaziergang im „Thiergarten zu machen, als nach Hause „zu fahren."

„Sie haben zu befehlen, sagte der Hauptmann, der sich keines bösen Gedankens bewußt war; „Kutscher! fahr „nach dem Thiergarten."

Emilie erschrack. Es war gar nicht ihr Ernst, im Morgenthau herum zu waten; und allein mit dem Hauptmann — früh um vier Uhr — im Thiergarten — wenn sie Jemand säße, was würden die Leute denken? — Sie ergriff auf gut Glück ein Mittel, sich aus dieser neuen Verlegenheit zu ziehen. „Wenig „Schritte von hier, sagte sie, „wohnt „meine Cousine, sie liebt die Morgen„spaziergänge; lassen Sie uns vor ihrer „Thür halten, und sie mitnehmen."

„Recht gern," versetzte der Hauptmann. Der Kutscher erhielt Befehl zu der Cousine zu fahren, und in zwey Minuten waren sie dort. Die Hausthür war

noch verschlossen, man klopfte lange, ein gähnender Bedienter trat endlich heraus: „Die gnädige Frau schläft noch.“ Man muß sie wecken, sagte Emilie. „Erlauben Sie, Herr Hauptmann, daß „ich Sie auf einen Augenblick verlasse, „und selbst hinaufgehe.“ Sie sprang aus dem Wagen, hüpfte leicht und froh die Treppe hinan, stürmte ins Schlafzimmer, und riß die Bettvorhänge auf, „Um Gottes willen! liebe Cousine, du „mußt sogleich mit spazierenfahren. Unten „im Wagen sitzt der Hauptmann B „— ich kann ihn nicht los werden, „er will mich begleiten, ich mag mich „nicht allein mit ihm sehen lassen; geschwind! geschwind! kleide dich an, „und komm mit uns.“

Aber die arme Cousine hatte einen gewaltigen Schnupfen, sie schlug es rund ab. Bleib lieber bey mir zum Frühstück, sagte sie, und laß den Hauptmann nach Hause fahren.

„Auch das, wenn du meynst; wenn „ich nur seiner überlästigen Höflichkeit „entgehe.“ Sie schickte herunter, ließ sich entschuldigen, ihre Cousine habe den Schnupfen u. s. w. Kurz, sie werde nicht nach dem Thiergarten fahren, und lasse den Herrn Hauptmann bitten sich des Miethwagens zu bedienen, um sich nach Hause bringen zu lassen.

Der Hauptmann gieng lieber zu Fuß. Er stieg aus, der schöne Morgen lockte ihn; gehe ich nach Hause, dachte er, so störe ich meine Frau im Schlafe; der Einfall eines Spazierganges in dieser erfrischenden Morgenluft war köstlich, und ich will ihn allein ausführen. So schlenderte er nach dem Thiergarten, wo er die Alleen der Kreuz und Queere durchstrich.

Emilie blieb kaum eine halbe Stunde bey ihrer Cousine. „Nun, dachte sie, als sie sich in ihren Wagen warf, „liegt „der Hauptmann schon in den Federn.

„Der Morgen ist wirklich reizend, die „Sonne hat den Thau schon aufgelockt, „aller Schlaf ist mir vergangen, jetzt „will ich im Ernst spazierenfahren."

Zehn Minuten nachher stieg sie wirklich im Thiergarten aus, und in der eilften begegnete ihr der Hauptmann. Schrecken und Verlegenheit bemächtigten sich ihrer aufs neue, als sie ihn von ferne erblickte; aber was war zu thun? Ihm ausweichen wäre unschicklich gewesen, er hatte sie schon erkannt. Was wird er denken; soll er glauben, sie verachte oder fürchte ihn? Das Erste verbietet ihr Herz, das Zweyte ihr Stolz. Sie rafft als eine Frau, die mit dem Ton der großen Welt vertraut ist, alle ihre Fassung zusammen, geht lachend auf ihn zu, und spricht, sobald sie ihm so nahe ist, daß er sie hören kann: „Nicht wahr, lieber „Hauptmann, die Weiber haben Launen? in diesem Augenblicke wollen sie, „in jenem wollen sie nicht. Fodern Sie

„ja keine Rechenschaft von mir, war=
„um ich just doch hier bin? ich weiß Ih=
„nen keinen Grund anzugeben, als meine
„Laune. Der Himmel scheint nun einmal
„beschlossen zu haben, daß wir diesen
„Morgen mit einander spazierengehen
„sollen, und also bitte ich um ihren
„Arm.“

Mit erkünstelter Unbefangenheit und unter gleichgültigen Gesprächen voll erzwungener Lustigkeit gieng sie eine halbe Stunde mit ihm auf und nieder. Jetzt fieng der Himmel an sich ein wenig zu bewölken, und Emilie ergriff mit Freuden diesen Vorwand, ihrer drückenden Lage ein Ende zu machen. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau, sagte sie, sprang in den Wagen, und fuhr nach Hause.

Der Zufall wollte, daß der Hagestolz, bey welchen Graf S — gespeist hatte, sich durch eine Aalpastete eine heftige Kolik zuziehen mußte. Die Freude

des Tages war gestört, der Wirth wurde zu Bett gebracht, und die Gäste zerstreuten sich. So geschah es, daß der junge Graf schon Abends um eilf Uhr nach Hause kam, wo er erfuhr, Emilie sey bey der Hauptmännin B —. Das befremdete ihn weiter nicht, er gieng ruhig auf und nieder, und dachte bey sich selbst, die Gegenwart der Hauptmännin ist mir ein sicherer Bürge, daß dort alles in den Gränzen des Wohlstandes bleibt. Aber es schlug ein Uhr, und Emilie kam noch nicht. Es schlug zwey, und sie kam noch nicht.

Nun wurde er unruhig. Was soll daß heißen? so lange bleibt sie nie. Er zählte jede Minute, und hörte jeden Glockenschlag. Wenn in der Ferne ein Wagen rasselte, „das ist sie,“ dachte er, und sie war es nicht. Wenn er einen Fußtritt auf der Straße hörte, „da kommt sie! rief er, und sie kam nicht. So lange es dunkel war, standen seine

Ohren auf der Lauer, nicht das kleinste Geräusch entgieng ihm, und Alles hatte Bezug auf Emilien. Bey einem Arzte in der Nachbarschaft wurde angeklopft, „sollte sie, dachte er, „krank geworden seyn?" — Eine Bande Musikanten zog die Straße herauf, „die „sollen ihr vielleicht gar ein Ständgen „bringen."

Es war die fürchterlichste, langweiligste Nacht, wie sie nur ein verirrter Wanderer im Walde zubringt. Er hätte nur hinschicken, nur fragen lassen dürfen: Wo bleibt meine Frau? — aber das wollte er nicht; „ich will doch sehen, wie weit sie es treiben wird," dachte er, weiß sie, daß ich zu Hause bin, so besinnt sie sich unterdessen auf das X, welches sie mir für ein U verkaufen will. Wird sie aber durch meinen plötzlichen Anblick überrascht, so hat sie nicht Zeit sich vorzubereiten, und ich lese vielleicht

auf ihrer glühenden Wange das Bekenntniß ihrer Schande.

Endlich wurde es Tag, und nun wurden seine Ohren von den Augen abgelöst. So oft er die Länge des Zimmers mit schnellen Schritten maß, so oft trat er auch an's Fenster, und schaute die Straße hinab, woher Emilie kommen mußte, und sah auch auf die andere Seite, von wo sie unmöglich kommen konnte. Seine Unruhe wuchs mit jeder Minute. Er wollte sich beschäftigen, es gieng nicht; er blätterte in einem Journal, sah starr auf die Buchstaben und las nicht. Er setzte sich an's Klavier, griff einen Accord, und die Hand blieb ausgespreizt auf den Tasten liegen. Es schlug sechs, er wollte rasend werden; es schlug sieben, er hielt nicht länger aus.

„Wenn die Gräfin nach Hause kömmt," sagte er zu dem Kammerdiener, „so sage „ihr, ich sey aufs Kaffeehaus gegangen, „um dort zu frühstücken."

Das war die fünfte kleine Lüge, denn er gieng nicht aufs Kaffeehaus, sondern gerade zum Hauptmann B—. Laura hatte die Nacht ungefahr eben so zugebracht als der Graf, und noch etwas schlimmer, denn sie liebte ihn von ganzem Herzen. Einen Trost hatte sie aber doch gehabt, der Weibern immer zu Gebote steht, nämlich Thränen; das sah der Graf an ihren rothgeweinten Augen, er sah es und zitterte. „Ist meiner Frau „ein Unglück zugestoßen?" rief er Lauren hastig entgegen.

Laura. Das will ich nicht hoffen.

Der Graf. Ist sie denn nicht mehr hier?

Laura. Schon seit drittehalb Stunden hat sie mich verlassen.

Der Graf. Gesund und wohl?

Laura. Vollkommen.

Der Graf. Wo fuhr sie denn hin?

Laura. Mein Gott, nach Hause.

Der Graf. Nach Hause? — aber da ist sie nicht, ich komme von Hause.

Laura. (sehr bewegt) Nun so weiß ich nicht — wo sie seyn mag —

Der Graf. Fuhr sie denn ganz allein?

Laura. (mit verhaltenen Thränen) Mein Mann hat sie begleitet.

Der Graf. Wahrhaftig? — und schon drittehalb Stunden sind sie fort? — das ist doch sonderbar —

Laura zitterte am ganzen Leibe. Sie hätte gern ihren Thränen freyen Lauf gelassen, aber dann war alles verrathen, was in ihr vorgieng. Die Furcht, einen Argwohn in dem Grafen zu erwecken, den er vielleicht noch nicht kannte, und dadurch Gelegenheit zu einem Zweykampfe zu geben, der das Leben ihres Mannes auf das Spiel setzte, hielt sie zurück. Sie verstellte sich so gut sie konnte, und ließ die Flamme nur innerlich toben. Eben so der Graf, dem seine lange Ue-

bung in den Verstellungskünsten der großen Welt statt jener Furcht diente, und der es über sich gewann, so lange bey Lauren auszuhalten, bis ihr Gemahl zurückkäme. Sie beschlossen mit einander zu frühstücken, die Schokolade wurde gebracht, man setzte die Tassen an den Mund, man brach einen Zwiback, aber die Tassen blieben voll, und die Krumen des Zwiebacks im Halse stecken. Nie waren wohl zwey Menschen, Einer von des Andern Gegenwart, so gedrückt und gepreßt. Sie saßen auf Kohlen und Stecknadeln.

Zu großer Erleichterung beyder Theile entdeckte man den Docter Waschhaus, welcher gekommen war, sich nach dem Befinden der gnädigen Frau zu erkundigen. Er wurde so gleich hereingeführt, ein kleines feines Männgen, eine Frau Gevatterin, eine Chronik der Stadt. Man fand ihn überall, er wußte Alles, lachte über Alles, sagte Alles, was ihm

in den Mund kam, und galt für einen angenehmen Gesellschafter. Kaum hatte er bemerkt, daß Laura zerstreut und der Graf einsylbig war, als er alle seine Künste hervorsuchte, sie aufzuheitern. Es gelang ihm nicht.

Er faßte Lauren an den Puls. „Ihr „Blut ist in Wallung, gnädige Frau."

„Das kann wohl seyn."

„Was fehlt Ihnen?"

„Nichts."

„Also nur eine schöne Laune, eine „liebenswürdige Grille. Wissen Sie „auch, setzte er mit einer Schalksmiene „hinzu, daß es nur bey mir steht, Ih„re Laune in Ernst zu verwandeln?"

„Wie so?"

„Nun — der Herr Hauptmann —

„Der Hauptmann? was hat er ge„than?" rief Laura lebhaft.

„Das mag er selbst am besten wis„sen. Ich weiß weiter nichts, als daß ich „ihn vor einer halben Stunde im Thier-

„garten gesehen, nicht weit vom Jäger=
„haus, und zwar in Gesellschaft einer
„schönen wohlgewachsenen Dame.“

Sehr möglich, sagte Laura mit einem Tone, der gleichgültig seyn sollte, aber von der Glut ihrer Wange Lügen gestraft wurde. Warhaftig? sagte der Graf mit einem Tone, der eine Frage bedeuten sollte, aber die Frage schwamm in bittrer Galle. Er schluderte sein Stockband hastig hin und her, und Lauren riß der Zwirn an ihrem Filet.

Doctor Waschhaus merkte Unrath. Er wollte einlenken. „Ich hoffe, gnädi=
„ge Frau, Sie werden Scherz verstehen,
„sagte er; denn ob ich gleich die Dame,
„mit welcher Ihr Herr Gemahl spazie=
„rengieng, in der Ferne nicht erkannt
„habe, so war sie doch so rechtlich ge=
„kleidet, und ihr ganzer Anstand ver=
„rieth, daß es keine gemeine Dirne
„war.“

Das fehlte nur noch, um die beyden gequälten Eheleute aufs Aeußerste zu treiben. Angst und Wuth waren in jeder Bewegung sichtbar. Die Lippen sprachen nicht, aber sie zitterten. Der Docter vermerkte, daß er überflüssig sey, und wollte sich empfehlen. In diesem Augenblicke trat der Hauptmann herein. Die Gegenwart des Doctors, so leicht sie auch wog, blieb doch immer im Zaum für den Weltmann. In einem scherzhaften, sehr mißlungenen Tone fragte der Graf den Hauptmann: „Was haben Sie mit meiner Frau gemacht?"

Der Hauptmann merkte an den verschobenen Zügen seines Gesichts, daß nicht alles war, wie es seyn sollte; er sah an den verrätherischen Augen seiner Gattin Spuren vergossener Thränen, ahndete beyder Argwohn, und hielt daher für besser, den Spaziergang im Thiergarten zu verschweigen. „Ich habe Emilien bey ihrer Cousine gelassen, antwortete er,

„die den Schnupfen hat, und Gesell„schaft wegen Frühstück wünschte. Was „nachher aus ihr geworden, weiß ich „nicht.“

Das war die sechste kleine Lüge, und der gute Hauptmann brachte sie nicht ohne Stammlen hervor. Der Graf sagte nichts, es kochte in seinem Busen. Er empfahl sich frostig und gieng. Doctor Waschhaus begleitete ihn.

Als die beyden Ehegatten allein waren, kam es bald zu einer wechselseitigen Erklärung, in welcher die biedere Offenheit des Hauptmanns leicht über jeden Argwohn seiner guten Frau siegte. Aber nun erfuhr er auch mit Schrecken, daß sein Spaziergang im Thiergarten durch den Doctor Waschhaus verrathen sey; er sah, welche Folgen die kleine Lüge haben könne, die er sich ohne Ueberlegung erlaubt hatte. Er bat seine Frau, sogleich zu Emiliens Cousine zu fahren, um mit ihr die Mittel zu verabreden,

Emilien vor jeder Gefahr zu warnen, und besonders ihr anzurathen, ihrem Manne ja nichts zu verschweigen.

Laura fuhr augenblicklich zu der Cousine. Der Graf war schon dort gewesen, und hatte theils von ihr, theils von den Domestiken erfahren, daß Emilie kaum eine halbe Stunde dort verweilt habe. Mit dieser Bestätigung seines marternden Argwohns war er fortgestürzt.

Laura setzte sich auf der Stelle nieder, und schrieb ein Billet folgendes Inhalts:

„Liebe Emilie,

„Ich bin Deinetwegen in der größten „Unruhe. Dein Mann weiß, daß „Du mit dem meinigen im Thier„garten warst. Er ist eifersüchtig, „und ich gestehe Dir, daß ich selbst „mich des Argwohns nicht erweh„ren konnte. Jetzt — seitdem ich „meinen Mann gesprochen, bin ich „von Deiner und seiner Unschuld

„überzeugt. Ich weiß, wie der Zu-
„fall mit euch spielte; durch Deine
„Cousine bin ich sogar unterrichtet,
„wie herzlich Du seine Gesellschaft
„los zu werden wünschtest. Ich bitte
„Dich, sey ganz aufrichtig gegen den
„Grafen, wie mein Mann es gegen
„mich war. Es ist das einzige Mit-
„tel übeln Folgen vorzubeugen.

„Deine Laura."

„N. S. Um den Schein jeder Verab-
„redung zu vermeiden, hat der Ue-
„berbringer dieses Befehl, zu sa-
„gen, er komme von Deiner Putz-
„händlerin."

Das war die siebente kleine Lüge, zu welcher Laura noch durch die Betrachtung bewogen wurde, der Graf könne ihr Billet auffangen, und dann Emiliens Aufrichtigkeit auf die Probe stellen, ohne Etwas von dem Inhalte desselben zu erwähnen.

Emilie war indessen zu Hause gekommen, und hatte mit Schrecken erfahren, daß ihr Gemahl schon Abends zurückgekehrt sey, und die ganze Nacht auf sie gewartet habe. Sie übersah mit einem Blicke ihre unangenehme Lage. „Und wo „ist er?" rief sie jetzt hastig. Auf ei„nem nahen Kaffeehause," war die Antwort.

Froh, noch einige Augenblicke für sich zu gewinnen, versuchte sie alle ihre Fassung zu sammlen. Aber ehe es ihr noch zur Hälfte gelungen war, trat der Graf schon herein. Mit dem ersten Blicke glaubte er die Schuld seiner Gattin im schnellen Farbenwechsel ihrer Wangen zu lesen. Schon drohte seine Wuth auszubrechen, doch hielt er noch an sich, und fragte mit verstellter Gelassenheit: wie und wo sie die Nacht zugebracht habe?

„Bey dem Hauptmann B —" sagte Emilie stotternd; „er hatte die Wa-

„che — Laura wünschte, ich mögte ihr
„Gesellschaft leisten — wir verspäteten
„uns bey einer angenehmen Lectüre —
„der Hauptmann kam endlich — wollte
„mich nach Hause begleiten — allein ich
„hielt es für unschicklich — und stieg bey
„meiner Cousine ab —"

Hier stockte sie und schwieg.

„Sie kommen also jetzt von Ihrer
„Cousine?" sagte der Graf, indem er
sie scharf ansah.

Was sollte Emilie antworten? sie
hatte einmal gestockt, warum stockte sie?
— Das Bekenntniß des Spaziergangs
kam nun zu spät — der Graf konnte
denken, die Furcht habe es von ihr erpreßt
— er könnte wunder glauben, warum
sie diesen Zufall verheimlicht habe,
der vielleicht in seinen Augen kein Zufall
war — überdieß, was wagte sie dabey,
wenn sie ihm diese Kleinigkeit verschwieg?
— er war ja den ganzen Morgen
auf dem Kaffeehause gewesen, er

konnte nichts wissen — und wenn sie nun so bald als möglich ihre Cousine benachrichtigte, damit beyde eine Sprache führten, so vermied sie doch dadurch eine unangenehme Scene. Alle diese Betrachtungen, welche sich blitzschnell in ihrem Kopfe durchkreuzten, waren Schuld, daß sie die achte Lüge aussprach, indem sie die Frage des Grafen, „ob sie jetzt „eben von ihrer Cousine komme?" mit Ja beantwortete. Aber dieß Ja war so langsam gezogen, es blieb zur Hälfte zwischen den Zähnen, und die brennenden Backen sagten so laut Nein! daß der Graf die Untreue seiner Gemahlin für erwiesen hielt. Gerade den nämlichen Punkt hatte ihm auch der Hauptmann verschwiegen, was war natürlicher, als hier ein geheimes Verständniß zu vermuthen.

Er warf einen verächtlichen Blick auf Emilien und stürzte zur Thür hinaus. Auf der Treppe begegnete ihm der Kna-

be, der Laurens Billet brachte. „Was willst du?" sagte der Graf ungestüm.

„Ein Billet an die Frau Gräfin."

„Von wem?"

„Von ihrer Putzmacherin."

„Gieb es her! sie hat jetzt andere „Dinge zu thun, als an Hauben und „Bänder zu denken." Mit diesen Worten riß er dem Knaben den Zettel aus der Hand, drückte ihn heftig zwischen den Fingern zusammen, und schob ihn ungelesen in die Tasche.

Wie ein Unsinniger rannte er fort, geradesweges hin zum Hauptmann, wo er aber Niemand zu Hause fand. Er schrieb auf eine Karte: „Der Graf S— „erwartet den Herrn Hauptmann von „B — im Gasthofe zum goldnen Lö„wen, und bittet denselben, seinen De„gen nicht zu vergessen."

Der goldne Löwe war nur wenige Schritte von der Wohnung des Hauptmanns entfernt. Der Graf gieng dahin,

und foderte ein Zimmer im Hinterhause und eine Flasche Wein. Er erhielt beydes, schloß sich ein, klingelte nach einer halben Stunde, und foderte die zweyte Flasche. Man brachte sie ihm. Die Leute im Hause merkten freylich etwas Heimliches an ihm, der Kellner machte sich im Zimmer zu schaffen, um ihn durch Seitenblicke zu bewachen. Er saß und kaute an den Nägeln, und stürzte den Wein hinunter. Es währte lange, ehe er die Gegenwart des Andern gewahrte, und als es endlich geschah, jagte er ihn mit Ungestüm zur Thür hinaus.

Indessen hatte sein letzter Blick auf Emilien, voll Wuth und Verachtung, das arme Weib in die grausamste Unruhe versetzt. Von banger Ahndung getrieben, schrieb sie ein verwirrtes Billet an die Cousine, und ein noch verwirrteres an den Hauptmann, worinn sie beyde von dem Geschehenen unterrichtete, und bat, ihre Aussage zu be-

stätigen, im Fall der Graf Erkundigungen einziehen sollte.

Die Cousine empfieng dieß Billet zugleich mit der Nachricht von dem Verunglücken des ihrigen. Laura zitterte, und warf sich hastig in den Wagen, um ihren Mann zu warnen. Sie kam zu spät. Der Hauptmann hatte bereits sowohl die Karte des Grafen, als das Billet der Gräfin empfangen, und sich auf der Stelle in den goldenen Löwen begeben.

Er fragte nach dem Grafen, man zeigte ihm das Hinterzimmer. Er trat hinein, und grüßte höflich. Der Graf sprang auf, erwiederte seinen Gruß nicht, lief nach der Thür und verriegelte sie. Darauf wandte er sich trotzig zu seinem Gegner, und sagte mit beleidigendem Uebermuth: „Mein Herr, Sie haben „mich versichert, Sie hätten meine Frau „nicht wieder gesehen, nachdem sie bey „ihrer Cousine ausgestiegen. Ich frage

„sie jetzt zum letztenmale: ist das wahr „oder nicht?“

Diese Art zu reden war der Hauptmann gar nicht gewohnt. Er wurde hitzig und antwortete: „Mein Herr, wenn „ich etwas behaupte, so haben Sie kein „Recht daran zu zweifeln.“

So bestätigte er durch eine neunte Lüge die vorhergehenden. Die Folge davon war, daß der Graf wüthend den Degen zog, auf ihn eindrang, und in wenig Minuten ihn durch einen Stich in die Brust zu Boden streckte.

Die Leute im Hause hatten das Klirren der Degen gehört. Man sprengte die Thür — zu spät! Der Hauptmann wälzte sich in seinem Blute. Man ergriff den Thäter, und sandte nach einem Wundarzt.

Der Hauptmann fühlte, daß seine Wunde tödtlich sey. Röchelnd bat er die Umstehenden ihn noch einen Augenblick mit seinem Gegner allein zu lassen. Die

Bitte

Bitte eines Sterbenden hat unwiderstehliche Kraft. Alles entfernte sich, und man bewachte die Thür von außen, um den Grafen nicht entwischen zu lassen. Dieser war jetzt vollkommen wieder bey sich. Das Blut, welches er fließen sah, hatte seine Rache gesättigt, seinen Groll vertilgt. Mit Rührung und Mitleid sah er auf den Verwundeten herab, der ihn mit leiser Stimme bat, neben ihm nieder zu knieen, um seine letzten Worte zu hören.

„Ich sterbe — sagte er — trauen Sie „dem Bekenntniß eines Sterbenden — „Ihre Frau ist unschuldig — und ich bin „es — ich verzeihe Ihnen — (hier drückte er ihm sanft die Hand.) — „retten „Sie sich — seyn Sie der Beschützer mei„nes Weibes — und der Vater meines „noch ungebornen Kindes — Fliehen Sie „(er zeigte mit der Hand auf das offene Fenster) — „eilen Sie — fort! — fort! —“

Mehr konnte er nicht hervorbringen. Das Röcheln des Todes erstickte schon seine letzten Worte. Der Graf behielt kaum so viel Besinnung übrig, den Rath des Sterbenden zu befolgen. Er sprang aus dem Fenster in den Hof, entwischte durch eine Hinterthür, warf sich in einen Miethwagen und floh. In fürchterlicher Betäubung kam er bis auf die Gränze. Dort wollte der Zufall, daß ihm auch noch Laurens Billet in die Hände fiel, welches er in seiner Rocktasche vergessen hatte. Es enthielt die Bestätigung von der Unschuld seines Weibes.

Er schrieb einen Brief an Emilien, welcher von der Zerrüttung seiner Sinne zeugte. Er nahm auf ewig Abschied von ihr, und man hat nie wieder Etwas von dem Unglücklichen gehört.

Laura ward von einer unzeitigen Frucht entbunden, und schwebte lange in Gefahr des Todes. Emilie verweinte Tage und Nächte an ihrem Lager.

Das ist die Dame in der Laube, welche, in düstres Nachdenken versunken, mit ihrem Spazierstocke die Buchstaben in den Sand zeichnet; und die blasse Dame in tiefer Trauer, deren Thränen immer neu hervorquellen, ist Laura. So haben neun kleine, unschuldig scheinende Lügen, einem Biedermanne das Leben gekostet, und drey gute Menschen unaussprechlich elend gemacht.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kotzebue, August <<von>>,

Sammlung auserlesener Schriften

Bd.: 1. Der Schutzgeist. - Das Grab auf dem Hügel. - Die geheilte Schwärmer
in. - Welche Farbe muß man hab

Leipzig 1803

P.o.germ. 1994 w-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10128622-6